Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Um den Halbmond.

Vierter Band.

Um den Halbmond.

Roman

von

Gregor Samarow.

Vierter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).
1883.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie die beiden armen jungen Menschenkinder mit ihren todwunden Herzen die Nacht hinbrachten, welche dem Verlobungsfeste folgte, an dem ganz Rjeka so freudigen Antheil nahm, das ist eines jener Geheimnisse, welche jeder Mensch in seinem Leben durcharbeitet, und welche er mit Gott allein theilt, wenn er zu Gott sich wendet im Glauben und im Gebet — oder mit den finsteren Dämonen der Tiefe, wenn er in trotziger Verzweiflung gegen das Schicksal sich auflehnt, das dennoch immer gleich unabwendbar ist, möge man seine Quelle suchen in der väterlichen, liebevollen Führung oder im grausam gleichgültigen Fall der Loose des Fatums.

Verzweiflungsvoller noch als Wladimir war Marica durch die plötzliche Vernichtung der Träume bewegt, die ihr so viel Glück gebracht hatten und die nun niemals zur Wirklichkeit werden sollten. Sie war fromm und glaubte an die persönliche Einwirkung Gottes auf die menschlichen Schicksale, — aber ihre Frömmigkeit hatte jenen naiven

Egoismus des Kindes, das für seine pünktliche Erfüllung der Gebote der Pflicht auch die verdiente Belohnung und Anerkennung verlangt. Sie hatte alle ihre Pflichten gegen den Himmel erfüllt, kein Gebot der Religion verletzt und in ihren Gebeten so inbrünstig Gott um seinen Schutz angefleht, und sie vermochte es nicht zu fassen und zu begreifen, daß gerade ihr Leben, das kaum erst begonnen und von keiner Schuld belastet war, so grausam zertreten und vernichtet werden sollte. Voll Bitterkeit klagte sie den Himmel der Ungerechtigkeit an, und fand den Weg nicht, in demüthiger Ergebung Trost und Frieden zu suchen. Es liegt ja in jedem Menschen, je natürlicher und ursprünglicher sein Glaube an eine allmächtig regierende Vorsehung ist, um so mehr von jener Empfindung, welche die Wilden ihren Götzen die Opfer versagen läßt, wenn ihre Bitten nicht erhört werden und welche das unentwickelte religiöse Gefühl bei schwerem Leid in trotzige Verbitterung verfallen läßt.

Wladimir empfand den Schlag nicht minder hart, — es drängte ihn im ersten Augenblick zum Kampf gegen das Schicksal, wirre Gedanken durchkreuzten seinen Geist, sich Marica, die er fast als einen Theil seiner selbst zu betrachten sich gewöhnt hatte, dennoch zu gewinnen, und zum ersten Mal suchte er für sein Verhältniß zu dem lieblichen Mädchen, das bis jetzt eine süße, fast unbewußte Gewohnheit des Daseins gewesen war, nach einer bestimmten Form. Aber wie sollte er diese Form finden? Konnte er feindlich störend eingreifen in die Lebenskreise dieser so guten, reinen,

edlen und einfach natürlichen Menschen, welche ihn als Gastfreund ehrten und ihm ein so unbeschränktes Vertrauen entgegengetragen hatten. Und wie hätte er Nikola seine Liebe zu Marica gestehen und ihn um Abtretung seiner Rechte auf das Mädchen bitten, wie hätte er, selbst wenn Nikola wirklich zu einem solchen Opfer bereit gewesen wäre, dem alten Marco mit seiner Liebe für dessen Tochter entgegentreten sollen, da er ja doch durch ein anderes Band gefesselt war? Was mußten diese Menschen, denen die Treue des gegebenen Worts so heilig war, von ihm denken, — wie tief mußten sie ihn verachten, wenn er die Wahrheit gestand, und wie viel mehr noch hätte er sich selbst verachten müssen, wenn er sie verschweigen wollte?

Wohl flüsterte ihm die süße Leidenschaft, zu der seine zarte, duftige Liebe plötzlich emporwuchs, zu, daß er die liebliche Blüte, die ihm das Schicksal entreißen wollte, dem Schicksal zum Trotz sich gewinnen solle; — er hatte Marica's verzweiflungsvollen, um Rettung flehenden Blick gesehen, als sie an der Seite des alten Marco stand und das Urtheil über ihr Schicksal verkünden hörte, — sie würde seiner Stimme folgen, — er konnte sie fortführen aus dem Berglande ihrer Heimat, sie würde ihm gehören in süßem Geheimniß, bis er die Fesseln gelöst haben würde, die er so leichtsinnig auf sich genommen. Aber wenn er diese Fesseln dennoch nicht lösen konnte, — wenn seine Mutter, die Alles von seiner Verbindung mit Marpha hoffte, ihm nicht verzeihen würde, was sie für eine leichtsinnige Tollheit halten

mußte, — wenn sie sich von Marica, die sie nach ihren Lebensanschauungen für eine leichtsinnige Abenteurerin ansehen mußte, voll Verachtung abwenden würde, — wenn der Kaiser, in dessen Auftrag er hier war, ihn für solchen Treubruch an einem Rußland so innig ergebenen Volke strafen sollte — nein — alle diese Möglichkeiten, die ja, wie er sich nicht verhehlen konnte, Wahrscheinlichkeiten, fast Gewißheiten waren, ließen ihn schaudern. — Er durfte es nicht versuchen, in das Schicksal dieses armen Mädchens einzugreifen, das so ruhig, freundlich und sicher unter dem väterlichen Dach in den freien Bergen erwachsen war und dem die Hand eines treuen, starken Mannes zum Schutze für das Leben sich bot. Er hatte ihr keinen Ersatz zu bieten für ihre Heimat und deren sichern Frieden — Unruhe, Sorge, Verfolgung und Verachtung der Welt mußte ihr Loos sein, wenn sie wirklich der Stimme der Liebe folgen und aus ihrer Lebensbahn heraustreten sollte. Was sie jetzt vielleicht litt, mochte hart sein, — aber es war nur der Verlust eines holden Traumes für ein sicheres, festes, geachtetes und gesegnetes Leben, — sie daraus fortzureißen auf ungewisse, fluchbeladene Bahn, wäre fast ein Mord gewesen.

Das Alles drängte in wildem Gedankenringen durch seinen Geist, während er die stille Nacht einsam durchwachte, — das Ende all' dieses Kampfes war, daß er den Entschluß faßte, sich dem Unvermeidlichen zu beugen; zwar fand er nicht die freudige Ergebung in den Willen der Vorsehung, auch sein Inneres bebte in bitterem Unmuth gegen die Ord-

nung der menschlichen Gesellschaft, welche die Herzen von einander riß, die Gott für einander geschaffen, — aber er unterwarf sich dem Schicksal mit starkem Willen und kaltem, klarem Muth. — Er war zum Manne gereift in dieser Nacht, die Jugend mit ihren leichten, fröhlichen, trügerisch das Haupt umgaukelnden Traumbildern war entflohen unter dem schweren Ringen seiner Seele und des Lebens unerbittlicher Ernst hatte ihn berührt. Er schwur sich, daß er Marpha ihre Freiheit zurückgeben und sich zugleich von einer Fessel befreien wolle, deren ganze Unwürdigkeit er erst jetzt bitter empfand. Sein Leben, das gelobte er sich, sollte der Arbeit eines edlen Ehrgeizes gehören, die Erinnerung an seine Liebe würde dieß Leben überstrahlen, und in diesem Gedanken fand er die tröstende Kraft der Entsagung.

Stolz, klar und ruhig ging er aus dem Ringen der verhängnißvollen Nacht hervor, während Marica noch schwerer litt, noch peinlicher ihr armes Herz in jammernder Verzweiflung zerquälte, als die ersten Strahlen des aufsteigenden Morgenlichtes ihr bleiches Gesicht und ihre thränenmüden Augen beleuchteten. Freilich fiel auch ihr, dem schwachen Kinde, das schwerere Loos. Denn ihr bisher so schmuckloses und gleichförmiges Leben hatte in ihrer Liebe seinen einzigen Glanz, seine einzige Wärme gefunden, und nun sollte sie wieder in die kalte Dunkelheit versinken, deren ganze Oede sie jetzt erst fühlte — sie hatte nicht nur — wie er — der Liebe zu entsagen, deren holde Träume sie mit so seligem Glück erfüllt, — sie sollte auch dem ungeliebten

Manne gehören, vor dem sich ihr Herz in banger Furcht zusammenzog, vor dessen Blick sie zitterte und vor dem sie hätte in die Berge fliehen mögen wie das scheue Wild vor dem unerbittlichen Jäger. Ihm that sich, und wenn auch sein Herz sich niemals wieder zu neuer Blüte öffnete, doch ein großes, reiches Leben voll edler Thätigkeit auf, ihr blieb nichts als das schweigende Ertragen, für welches sie nicht einmal in der Einsamkeit Trost finden konnte, da ihr Leben fortan nicht mehr ihr gehören und selbst die Erinnerung künftig für sie ein Verbrechen sein sollte.

Am nächsten Morgen war Alles äußerlich wieder in der gewohnten Ordnung. Die Männer von Rjeka waren wieder hinausgezogen zur Waffenübung in das Thal nach dem See hin und Marica sah ganz verwundert das Haus und den Garten an, als sie herabkam, um mechanisch ihre häuslichen Besorgungen zu verrichten. Es war nur eine Nacht vergangen seit sie das Alles gesehen, was sie seit ihrer Jugend umgab, aber doch schien es, als ob Jahre dazwischen lägen, als ob der Schnee von vielen Wintern auf den Gärten gelegen haben müsse, seitdem ihr träumendes Auge so glücklich auf den grünen Rasenflächen geruht, als wären die Frühlingsblumen, an deren Duft und Farbe sie sich noch gestern so kindlich gefreut, nach langer, langer Erstarrung für Andere erblüht und als wäre ihr Platz tief unter dem Frühlingsteppich der Erde.

Es folgten schwere, finstere Tage. Wladimir erschien wie sonst am Abend im Wohnzimmer des alten Marco — er

unterdrückte mit starker, männlicher Willenskraft seinen Schmerz, aber die fröhliche, jugendfrische Heiterkeit war aus seinen Blicken und dem Ton seiner Stimme verschwunden. Er wagte es nicht, Marica anzusehen, welche entweder still und starr dasaß oder ihn mit so verzweiflungsvollem, hülfeflehendem und vorwurfsvollem Blick ansah, als wolle sie fragen, warum er ihr auf ihrem Lebenswege begegnet, warum er in dieß stille Thal gekommen sei, um ihr so viel Leid zu bereiten — und Wladimir vermochte solchen Blick nicht zu ertragen, wenn er nicht die mühsam gewonnene Entschlossenheit verlieren wollte. Auch Nikola kam wie sonst; seine ganze Natur war zu ernst, zu sehr in sich selbst gekehrt, als daß er sich Marica mehr als früher genähert oder seine Liebe zur Schau getragen hätte. Einer Werbung um ihr Herz bedurfte es nicht mehr, sie hatte ihm ja die Hand gereicht vor ihrem Vater und den Freunden des Hauses und war dadurch nach der Sitte des Landes fast unwiderruflich sein eigen geworden. Ein näherer Verkehr zwischen Verlobten, welche ja meist in wenigen Tagen schon vor dem Altar verbunden zu werden pflegten, war in den schwarzen Bergen nicht Brauch, und außerdem lag hier noch eine sehr schwere, gefahrvolle Prüfung zwischen den beiden Verlobten, daß jede leichte Liebeständelei durch die Verhältnisse ausgeschlossen erschien.

Nikola nahm daher ganz wie sonst an der Unterhaltung des kleinen Kreises Theil und beschränkte sich darauf, Marica mit bewundernden Blicken voll inniger Zärtlichkeit

anzuschauen. Er sah wohl, daß sie blaß war und traurig den Kopf senkte, — aber es war ja natürlich, daß es sie ernst stimmte, den Vater verlassen zu sollen, der ohne sie allein blieb und dann — Nikola's Herz schlug höher bei dem Gedanken, — sollte ja auch er noch vor der Hochzeit in den Krieg hinausziehen und sein Leben dem Vaterlande darbieten zur Entscheidung, ob Gott dieß Opfer für das durch seinen Vater vergossene Blut annehmen oder ihn gnädig erhalten wolle, um im Bunde mit Marica die Blutschuld zu versöhnen. War es nicht natürlich, daß sie traurig war bei dem Gedanken, ihn, mit dem sie kaum verlobt war, bald vielleicht wieder verlieren zu sollen, noch ehe er ihr ganz gehörte!

So legte er in seiner einfachen, schlichten und geraden Weise Marica's trübe, schweigsame Zurückhaltung in der seiner Liebe günstigsten Weise aus und war fast glücklich, daß das schöne Mädchen so traurig war — sorgte und kümmerte sie sich doch um die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte.

Die Unterhaltung freilich war in dem kleinen Kreise ernster als sonst. Wladimir vermochte es nicht, zu scherzen, wie früher, — konnte er seinen Schmerz verbergen, so gut es ging, so war er doch nicht im Stande, eine Heiterkeit zu heucheln, die ihm wie ein Hohn gegen die arme Marica erschienen wäre, an die er ja sonst seine Worte richtete und die so aufmerksam seinen Erzählungen aus der großen Welt von Petersburg lauschte. Auch trat der Ernst der Zeit näher heran. Es waren Nachrichten gekommen von neuem türkischem Uebermuth, die Kanzler der drei Ostmächte waren

nach Berlin gegangen, und von Cettinje war die vertrauliche Botschaft durch die schwarzen Berge gegangen und auch in das Rjekathal gelangt, daß Alles sich bereit halten möge, um auf den ersten Ruf des Fürsten marschfertig zu sein. Der große Augenblick stand also nahe bevor, welcher über das Schicksal so vieler unterdrückten christlichen Völker, über die Zukunft der schwarzen Berge und auch über Nikola's Lebens- und Liebesglück entscheiden sollte. Es war also natürlich, daß diesem Ernst der Lage sich auch die Gespräche anpaßten, man erörterte die Art und die Bedingungen des Krieges gegen die Türkei, und so groß die Siegeshoffnung auch war, so war doch die Stimmung in ganz Rjeka und im Hause des alten Marco eine gedrückte, feierlich erwartungsvolle.

Der alte Marco Petrovic sah freilich auch das bleiche Gesicht und die todesstarren, verzweiflungsvollen Augen der armen Marica, und er täuschte sich nicht über das, was in ihrem Innern vorging. Wohl empfand er inniges Mitleid mit seinem Kinde, aber je mehr er sie leiden sah, um so fester stand seine Ueberzeugung, daß er recht gethan, ihr den festen Halt in ihren Herzenskämpfen durch die unerbittliche Nothwendigkeit der strengen Pflicht gegeben zu haben — er hatte das Gefühl eines Arztes, der unter schmerzhafter Operation den Kranken leiden sieht, aber die freudige Gewißheit in sich trägt, daß diese Operation zur Heilung und kräftigen Gesundheit führt. Aber er dachte auch darüber nach, Balsam auf die geschlagene Wunde zu legen — er

war gewiß, daß der edle und treue, starke und stolze Nikola Marica's Herz gewinnen müsse, wenn die erste Erschütterung des Schmerzes über den verlorenen Liebestraum, der ja doch eben nur ein Traum war, vorüber gegangen sein werde und wenn Beide sich näher kennen und verstehen lernen würden.

Eines Tages, als sie von den Uebungen in den Bergen zurückkehrten, legte er seine Hand auf Nikola's Arm und führte ihn seitwärts von den Uebrigen.

„Nikola," sagte er mit gedämpfter Stimme, „Du weißt, daß ich Dich achte und Deinen Werth schätze, Du verstehst es, mit Männern zu verkehren, und ich weiß auch, daß Du im Kampf die Feinde Deinen Arm schwer fühlen lassen und dem Yatagan Deiner Vorfahren Ehre machen wirst. Aber mit den Weibern verstehst Du nicht umzugehen, — da kannst Du meinen Rath brauchen, und Du wirst Dich nicht schlecht stehen, wenn Du ihn befolgst."

„Mit den Weibern?" fragte Nikola betroffen — „ich habe nie mit den Weibern zu schaffen gehabt, — lange schon habe ich nur an Marica gedacht — und was sie betrifft —"

„Gerade was sie betrifft," fiel Marco ein, „will ich Dir einen Rath geben. Es genügt nicht, ein Weib zu lieben, wie Du meine Tochter liebst, man muß auch ihr Herz gewinnen, ihr Vertrauen erwecken. Marica war in meinem Hause die Herrin seit ihre arme Mutter nicht mehr lebt, — sie ist nicht wie die anderen Mädchen, die leicht und freudig

dem unbekannten Manne folgen, weil sie meist froh sind, neben ihm im Hause zu herrschen, nachdem sie so lange der Mutter und vielleicht den älteren Geschwistern gehorcht haben. Sie ist scheu und verschlossen, weil sie so lange einsam war, sie ist stolz, weil sie im Hause gebot und meine Hand sich ihr nur leicht und liebevoll fühlbar machte."

„Und so," rief Nikola feurig, „soll es auch künftig bleiben, — sie soll die Herrin meines Hauses sein — in mir soll sie die treue Stütze, den starken Schutz, den liebevollen Freund, — niemals den Gebieter finden!"

„Ich weiß das, Nikola, denn sonst würde ich Dir mein einziges Kind nicht anvertrauen, sonst würde ich nicht hoffen, daß der Fluch des Blutes, der zwischen uns schwebt, sich in Segen verwandeln werde für meine Tochter. Aber sie, das schüchterne Kind, sie weiß es nicht — sie kennt Dich nicht, sie fürchtet in Dir den harten Herrn, sie bangt vor dem Verlust ihrer Freiheit — Du mußt mit ihr freundlich sprechen, damit ihr Herz sich dem Freunde öffne."

Ein warmes Licht strahlte aus Nikola's Augen — sinnend schwieg er einen Augenblick.

„Ach," sagte er dann seufzend, — „wie gern möchte ich das — es regt sich so Vieles in mir, wenn ich an Marica denke, — wenn ich allein bin, dann spreche ich mit ihr, dann finde ich die Worte, Alles zu sagen, was in mir für sie lebt und webt, — aber wenn ich sie dann vor mir sehe, wenn ihr Auge mich so fremd, so traurig, so scheu anblickt, dann schließen sich meine Lippen fest zusammen und kein

warmes, liebes Wort will aus meiner Brust heraufsteigen, die doch so voll ist von Liebe. Was ich dann sage, klingt mir selbst so kalt, so hart und fremd, daß ich lieber schweige. — Das Alles wird kommen, wenn sie erst mein ist," sagte er ganz freudig und hoffnungsvoll.

„Besser, es kommt jetzt," erwiederte der Alte, — „wenn der Krieg ausbricht, kann es noch lange dauern, bis sie Dir gehört, — warum soll das arme Kind diese Zeit, in der sie schon schwere Sorge zu tragen hat, hinbringen in Furcht und Zagen vor ihrem künftigen Loose? Sprich mit ihr," fuhr er dringender fort, — „noch hast Du Zeit, ihr Vertrauen zu erwecken, ihr Herz zu gewinnen, daß es Dir freudig entgegenschlägt. Suche sie auf, wenn sie allein ist, — im Garten oder im Thal draußen, wohin ich sie oft habe gehen sehen, — Du wirst besser die Worte finden, wenn Du allein mit ihr bist."

„Allein mit ihr?" fragte Nikola fast erschrocken.

„Man muß allein mit einem Weibe sein, um ihr zu sagen, was das Herz bewegt," erwiederte Marco Petrovic, — „folge also meinem Rath, — ich wünsche, daß meine Tochter glücklich sei und freudig der Zukunft an Deiner Seite entgegensehe, — wenn Gott eine solche Zukunft beschlossen hat," fügte er dumpf, mit einem fragenden Blick zum Himmel hinzu.

Er brach ab und wendete sich zu den Uebrigen, welche in lauten, eifrigen Gesprächen auf dem Wege nach Rjeka hinschritten.

Nikola ging noch lange allein in tiefe Gedanken versunken, — an diesem Abend war er schweigsamer als sonst, — er schien kaum auf die Unterhaltung des alten Marco mit Wladimir zu hören, seine Blicke ruhten brennend auf Marica, die bleich und theilnahmlos wie immer dasaß, zuweilen hob sich seine Brust wie in mächtigem innerem Ringen und seine Lippen zuckten, als ob er es versuchte, Worte zu bilden für die ringenden Gefühle, die sein Herz erfüllten.

Der nächste Tag war zur Ruhe bestimmt, um den ermüdeten Männern Erholung und Zeit zur Nachholung der nothwendigsten Feld- und Gartenarbeit zu lassen.

Am Morgen kam Nikola nach Marco's Hause, sein Gesicht trug die Spuren einer durchwachten Nacht, — er, der sonst so fest, kräftig und stolz einherschritt, ging zögernd vorwärts, er bewegte in leisem Selbstgespräch die Lippen, und zuweilen blieb er wie unschlüssig stehen, als ob es ihn rückwärts zöge und er lieber umkehren, als seinen Weg fortsetzen wollte.

Er spähte über die Hecke von Marco's Garten — er suchte Marica, denn er wollte den Versuch machen, nach des alten Marco Rath ihr sein Herz zu öffnen und ihr alles das zu sagen, was während der einsamen Nacht so leicht sich in herzlich warme und beredte Worte gefügt hatte und was nun, da er der Geliebten nahen sollte, wieder in angstvoller Beklommenheit sich in seine Brust zurückzog.

Aber der Garten war leer, und schon wollte Nikola,

fast erleichtert, den schweren Augenblick noch aufschieben zu können, sich rückwärts wenden, — da sah er Marica's zarte Gestalt aus der Hinterpforte des Hauses hervorkommen und langsam, gesenkten Hauptes auf dem Fußpfade hinschreiten, welcher nach der in kurzer Entfernung hinter dem Hause beginnenden Waldschlucht führte.

Seine Wangen färbten sich mit hellerem Roth, — seine Augen blitzten kühn und muthig auf. Ja — das war eine Fügung — ein Wink des Himmels, — er suchte einen Augenblick einsamen Gesprächs mit Marica, der ihre Herzen zu einander führen und Alles klar machen sollte zwischen ihnen — und nun ging das Mädchen hinaus in den Wald, wo nur der Himmel über ihnen war und die Bäume und Felsen um sie her. Dort, in der freien Natur der vaterländischen Berge, der sein ganzes Wesen verwandt war, mußte er die Freiheit und Klarheit seines Geistes wiederfinden, dort würde Alles, was in ihm lebte, so wild und schäumend, so klar und rein wie der Sturzbach des Waldes aus seiner Brust hervorquellen, dort würde er die Worte finden, um zu ihrem Herzen zu sprechen, besser als zwischen den Wänden des Hauses, die ihn bedrückten, oder in den geraden Gängen des Gartens, die ihn beengten.

Tief aufathmend, dehnte sich seine breite Brust, seine kräftigen Glieder spannten sich, und erhobenen Hauptes, leichten, elastischen Schrittes ging er um die Hecke des Gartens, um von der andern Seite, ohne das Haus zu durchschreiten und von irgend Jemand gesehen zu werden, den

Fußpfad zu gewinnen, auf welchem Marica dem Walde zuging.

Er folgte ihr in einiger Entfernung — er wollte sie erst die einsamen Schatten der Waldkluft erreichen lassen, ehe er sich ihr näherte. Mit zärtlich sehnsüchtigen Blicken hing sein Auge an ihrer schmiegsamen Gestalt, welche sinnend, gebeugt, leicht über den Boden hinschwebte; immer höher stieg sein Muth, immer freudiger schlug sein Herz. Bald begannen zu den beiden Seiten des Pfades die Gesträuche und Bäume des Waldes sich zu erheben, der Weg wand sich in verschiedenen Krümmungen zwischen den aufsteigenden Hügeln durch, — bald verlor er Marica aus den Augen, — bald sah er sie wieder durch die Zweige der Gebüsche — sein Herz schlug höher, der Augenblick nahte, in welchem er mit schnellen Schritten sie einholen wollte, und schon suchte er das Wort, um ihren Schreck über sein plötzliches Erscheinen zu beruhigen.

Der Weg machte eine scharfe Wendung um ein schmales Gebüsch von jungen Eichen, in einer Entfernung von wenigen Schritten ging Marica an ihm vorüber, nur das Gebüsch lag zwischen ihnen, hätte sie durch die grünen Blätter geblickt, so hätte sie ihn sehen müssen — er hörte ihre leichten Schritte auf dem steinigen Pfade — er glaubte ihre Athemzüge zu hören, und schon wollte er, den Weg abkürzend, die Zweige durchbrechen, um sie schneller zu erreichen, — da plötzlich blieb sie stehen, drückte die Hände auf ihr Herz und stieß, starr vorwärts blickend, einen Schrei aus.

Erschrocken beugte sich Nikola gegen das Gebüsch, das ihn von Marica trennte, vor, bereit, ihr zu Hülfe zu kommen, — er glaubte, daß sie eine Schlange auf ihrem Wege oder ein Raubthier zwischen den Felsen gesehen habe — aber als er der Richtung ihrer Blicke folgte, zog er sich schnell wieder zurück und verbarg sich hinter einer dichtbelaubten Stelle des Gebüsches.

Auf einer natürlichen Moosbank, unter einem mächtigen, von Epheuranken umzogenen Felsblock, welcher eine Art von bedeckter Grotte bildete, sah er Wladimir sitzen, der den Kopf an die Felswand gelehnt hatte und mit geschlossenen Augen zu schlummern schien.

Nikola wollte seufzend leise zurückschleichen — in Gegenwart eines Dritten, und mochte es auch ein noch so nahestehender Freund sein, wie Wladimir, war es ihm unmöglich, mit Marica zu sprechen, wie sein Herz es ihm eingab. Vielleicht fand sich niemals wieder eine so günstige Gelegenheit dazu wie heute, und mit schmerzlichem Bedauern warf er noch einen letzten Blick auf Marica. Verwundert sah er, daß das Mädchen sich noch immer nicht von dem Schrecken erholt hatte, den der unerwartete Anblick des Gastes ihr eingeflößt. Sie mußte nun doch Wladimir erkannt haben — aber immer noch stand sie unbeweglich da, bleich wie ein Marmorbild, und nur ihre hochwogende Brust zeigte, daß Leben in dieser starren Gestalt war.

Wladimir hatte, als er Marica's Aufschrei hörte, die Augen aufgeschlagen und fuhr bei ihrem Anblick wie entsetzt

empor. Purpurglut flammte in seinem Gesicht auf, — er streckte die Arme aus — wie von übermächtiger Gewalt angezogen stand er auf und ging, immer die Augen auf sie geheftet, ihr entgegen. Dicht vor ihr blieb er stehen, er nahm ihre Hände in die seinen, sah in ihr bleiches Gesicht und sagte mit einem Ton voll Liebe, Schmerz und Mitleid:

„Marica.“

Bei dem Klange ihres Namens von seinem Munde flog ein Zittern durch die Gestalt des Mädchens, — sie schwankte und lehnte sich einen Augenblick an seine Brust.

Schon öffnete er die Arme, um sie zu umfangen, schon flammte die Liebe mächtiger aus seinen Augen, — aber schnell reichte er ihr die Hand, um sie zu stützen, trat einen Schritt zurück und sagte mit ruhig gleichgültiger Stimme, aus der aber die gewaltsam zurückgedrängte Bewegung zitternd hervorklang:

„Ihr seid nicht wohl, Marica — darf ich Euch nach Hause zurückführen? Geht nicht weiter allein — Ihr müßt Euch ausruhen.“

Sie aber hielt mit krampfhaftem Druck seine Hand fest — ihr bleiches Gesicht erglühte, eine wilde, verzweiflungsvolle Entschlossenheit blitzte aus ihren Augen.

„Nein, Herr — nein —“ rief sie fast überlaut — „Ihr sollt mich nicht zurückführen — Ihr sollt mich anhören — hier, wo außer Euch Niemand mich hört als Gott, — Ihr müßt mich retten!“

„Retten, Marica?“ fragte er tonlos, indem er die Augen vor ihren flammenden Blicken zu Boden senkte.

„Ja,“ rief sie, immer fester seine Hand mit ihren zitternden Fingern umspannend — „retten vor unsäglichem Elend.“

Er blickte fast vorwurfsvoll zum Himmel auf, der, nicht zufrieden mit seiner mühsam erkämpften Entsagung, ihm diese schwere Probe auflegte.

„Ich habe versucht,“ fuhr Marica heftig fort, „mein Schicksal auf mich zu nehmen — ich habe in heißem Gebet gerungen, — aber Gott ist nicht barmherzig, — er hat mir nicht die Kraft gegeben, zu tragen, was er mir auflegt, — ich will nicht,“ rief sie, aufschreiend in wilder Leidenschaft, — „ich will nicht einer Zukunft entgegengehen, die sich vor mir öffnet wie ein finsterer Abgrund, — die mich anhaucht mit den Schauern des Todes — ich will nicht an Nikola Martinovic ausgeliefert werden als Sühnopfer für die Blutschuld, die zwischen ihm und meinem Hause schwebt, die Rachegeister würden mich als Opfer fordern — ich fürchte mich vor ihm wie die Taube vor dem Falken — Ihr, Herr, könnt mich retten — Ihr müßt mich retten — führt mich fort von hier, wo ich keinen Schutz habe gegen das drohende Verderben — Ihr seid mächtig, Euch steht die weite Welt offen, von der Ihr mir oft erzählt — führt mich fort — ich will Euch dienen und gehorsam sein mein ganzes Leben lang — Ihr habt eine Mutter, führt mich zu ihr, — ich will ihre Magd sein — nur führt mich fort — rettet mich!“

Sie hatte immer heftiger gesprochen — ihre Wangen

glühten wie im Fieber — sie sank in die Kniee nieder, immer seine Hand festhaltend, und als sie so zu ihm aufblickte, ganz Schmerz und Verzweiflung, aber auch ganz Liebe und Hingebung — da war sie von so wunderbarer, rührender, bezaubernder und berauschender Schönheit, daß er fühlte, wie sein Herz wild aufwallte — er hätte sie in seine Arme nehmen mögen und sie davon tragen, weit hinweg in einen verborgenen Winkel der Welt, um nur ihr allein zu leben.

Aber die Stimme der Pflicht und der Ehre erhob sich mächtig in seiner Brust, er schloß die Augen, um das berückende Bild nicht zu sehen — dann hob er sie sanft empor und sagte leise, fast flüsternd, um seine Bewegung nicht im Klange seiner Stimme zu verrathen:

„Und warum wollt Ihr fliehen, Marica — warum fürchtet Ihr so sehr die Zukunft, die Euer Vater Euch bestimmt?"

Sie sah ihn groß an, Thränen stürzten aus ihren Augen und in erschütterndem Klagelaut rief sie:

„Warum ich fliehen will — warum ich vor meiner Zukunft zurückschaudere, wie vor einem offenen Grabe — das fragt Ihr mich — das wißt Ihr nicht? O," sagte sie wie gebrochen, das Haupt neigend, — „dann gibt es keine Rettung für mich — dann geht, Herr — geht — laßt mich mein Schicksal vollenden; vergeßt," rief sie laut schluchzend, „das arme Mädchen in den fernen Bergen, auf der einst Eure Blicke ruhten, und die nun vergeht, wie die welkende

Blume, wenn der Sonnenstrahl des Lebens sich von ihr wendet."

Sie that einen Schritt rückwärts auf dem Wege nach Rjeka, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend und leise weinend.

Wladimir eilte zu ihr hin und ergriff ihre Hand.

„Nein, Marica," sagte er sanft und innig, „so sollt Ihr nicht von mir gehen — ich glaube, daß Gott uns hier zusammengeführt hat, damit es klar werde zwischen Euch und mir, damit diese Stunde uns Beiden zum Segen werde für ein langes Leben — hört mich an, Marica — damit Ihr einst freundlich meiner gedenken könnt."

Er zog sie mit sich fort und drückte sie sanft auf die Moosbank in der Felsengrotte nieder, dann setzte er sich neben sie und blickte eine Zeitlang stumm, in tiefer Bewegung auf das immerfort weinende Mädchen.

Nikola war bei den ersten Worten, die er, hinter dem Gebüsch verborgen, in fast unmittelbarer Nähe hörte, bleicher und bleicher geworden — je mehr er hörte, um so furchtbarer verzerrten sich seine Züge, seine Augen färbten sich blutig und traten aus ihren Höhlen, — seine geballten Hände erhoben sich drohend, er schien das Gebüsch durchbrechen und sich auf die Beiden stürzen zu wollen.

Dann aber nahm sein Gesicht einen bitter höhnischen, furchtbar drohenden Ausdruck an, er beugte sich noch weiter vor gegen die grüne Blätterwand, er schmiegte sich zusammen wie ein zum Sprunge bereiter Tiger, und seine Hand

spannte sich fest um den Griff seines Handjars, dessen zweischneidige Klinge leicht in der von Edelsteinen funkelnden Scheide spielte.

Als Wladimir Marica zu der Moosbank in der Felsengrotte führte, machte Nikola abermals eine Bewegung, als ob er sich, durch die Zweige brechend, auf die beiden so schmerzvoll bewegten jungen Leute stürzen wollte, — doch abermals hielt er sich zurück, — noch wilder funkelten seine Augen, noch höhnischer zuckten seine Lippen. Leise, unhörbar, mit jener wunderbaren, unheimlichen Geschmeidigkeit, welche die kriegerischen Bewohner der Bergklüfte von früher Jugend an ausbilden, um das scheue Wild zu überlisten oder die Feinde aus dem Hinterhalt zu beschleichen, glitt er gebückt, fast kriechend, keinen Zweig, kein Blatt bewegend, durch das Gebüsch fort, den Abhang hinauf, bis er neben den mächtigen Felsblock gelangt war, der die Grotte überwölbte. Er prüfte die Stelle, an welcher dieser Block mit dem hinterwärts aufsteigenden Gestein verbunden war, aus dem er hervorzuwachsen schien, aber seine tastende Hand drückte sich leicht in einen Spalt voll weicher Erde, die mit grünem Moos überwachsen war — der Block hing mit der Felswand nicht zusammen, er ruhte weit überhängend auf einer Unterlage von lockerer Erde, welche von den Regengüssen des Herbstes und Frühlings zum Theil weggespült war.

„Ich wußte es,“ flüsterte er, indem dämonische Freude aus seinen Augen blitzte — „die Geister der Rache haben sie hieher geführt! Sie sind nicht werth, daß ihr Blut die

reine Klinge meines Handjars entweihe, den meine Vorfahren mit Ehren im heiligen Kampfe führten, — der Felsen des Vaterlandes selbst soll die entartete Tochter der schwarzen Berge und den verrätherischen Fremden, der das Gastrecht verhöhnt, zerschmettern.“

Er streckte sich lang auf dem Rasen aus, den Kopf vorgebeugt, so daß er jedes Wort verstehen konnte, das in der Grotte unter ihm gesprochen wurde — er legte die Hand auf den verhängnißvollen Felsblock und lauschte.

„Marica,“ sagte Wladimir, des Mädchens Hand ergreifend, — „diese Stunde ist heilig, denn Gott ist über uns, — Gott hat uns hieher geführt, und kein Wort soll über meine Lippen kommen, bei dem ich nicht daran denke, daß er uns hört, der die Wahrheit ist und die Wahrheit fordert. Marica,“ fuhr er fort, während sie zitternd und scheu zu ihm aufblickte, — „ich liebe Dich, wie ich noch nie ein Wesen auf Erden geliebt habe, — wie ich niemals wieder ein Weib lieben werde.“

„O,“ rief sie, indem seliges Entzücken aus ihren weinenden Augen leuchtete, — „und ich — ich, die ich allein war — die ich alle Wärme, alle Sehnsucht nach Glück und Liebe tief in mein Herz verschließen mußte, ohne zu ahnen, daß es ;in der Welt ein Ziel dafür geben könne — ich —“

Sie stockte in süßer Verwirrung, sie beugte sich herab und küßte seine Hand, die er erschrocken zurückzog.

Ueber ihnen ließ sich ein leises Knistern vernehmen, als

ob ein leichter Windhauch die Blätter und Grashalme bewege. Sie achteten nicht darauf.

„Marica," fuhr er fort, „ich muß Dir das sagen — denn die Wahrheit allein erlöst, — die Wahrheit allein bringt Frieden und Kraft. Ich würde stark genug sein, Dir zu verbergen, was in meinem Herzen lebt, meine Liebe zu verleugnen auch vor Dir, wie ich sie verleugnen muß vor der Welt, wenn Dir das die Ruhe wiedergeben könnte, — aber ich sehe, ich fühle das deutlich, daß Du dann, wenn ich kalt und fremd von Dir ginge, niemals zum Frieden, zur Ergebung, zum Glück gelangen könntest — deßhalb mußt Du wissen, daß ich Dich liebe, daß es der bitterste Schmerz, das schwerste Opfer meines Lebens ist, von Dir gehen zu müssen auf einen einsamen, blütenlosen Weg."

„Von mir gehen," sagte sie zitternd, indem ihre Thränen heftiger strömten, „von mir gehen — und Du liebst mich?"

„Wenn ich Dich nicht liebte," erwiederte er, „so heilig, so rein, so fromm, wie noch nie ein Gefühl in meinem Herzen lebte, dann würde ich vielleicht Deine Bitte erfüllen, dann würde ich Dich vielleicht mit mir nehmen und der Welt zum Trotz ein stilles, wonniges Glück suchen. Jetzt kann ich es nicht, denn ich vermag Dir kein Glück, keinen Frieden zu bieten."

„Wo Du bist, da ist das Glück!" rief sie in aufflammender Leidenschaft.

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, Marica, — hier hast Du eine Heimat, hier er=

wartet Dich eine geehrte, von treuer Sorge eines edlen Herzens beschützte Zukunft, aber wenn ich Dich entführte, von dem Fluch Deines Vaters, ja Deines ganzen Volkes verfolgt, dann würde ich Dir nur ein elendes, ruheloses, verfolgtes und verfehmtes Leben bieten können —"

„Und Deine Liebe!" rief sie.

„Die Blüte der Liebe wird vergiftet, wenn der Wurm der Reue daran nagt," sagte er ernst und feierlich — „und zu der Reue über Dein zerstörtes und zerbrochenes Leben würde noch die Selbstverachtung hinzutreten, — würde Deine Liebe Stand halten können für einen Mann, der sich selbst verachten, — mit Recht verachten müßte? Marica," fuhr er, sich hoch aufrichtend, mit stolz leuchtenden Blicken fort, „ich bin der Gast Deines Vaters, Deines Fürsten, Deines Volkes — voll Vertrauen haben diese tapferen, treuen Männer mich aufgenommen, voll Vertrauen hat mir der edle Nikola Martinovic seine Hand gereicht, und ich sollte Dich, die Tochter dieses Volkes, in feiger Selbstsucht Deiner Heimat und des Segens Deines Vaters berauben? Würde nicht mein Name für immer in den schwarzen Bergen mit unauslöschlicher, verdienter Schmach beladen werden? Marica — die Liebe ist eine süße Himmelsblume, das holdeste Geschenk Gottes an seine Geschöpfe, — aber hoch über der Liebe steht die Ehre, die Ehre ist der leuchtende Stern, der vom Himmel auf des Mannes Haupt herabstrahlt, — so lange dieser Stern leuchtet, ist kein Weg zu hart und zu dornig, — wenn die Ehre erloschen ist, führt der duftigste

Blütenpfad in namenloses Elend. — Marica, würdest Du einen Mann lieben können, über dessen Haupt der Stern der Ehre untergegangen ist?"

Sie senkte schweigend das Haupt — seine Worte klangen tief in ihre Seele — sie mußte ihn ja noch mehr lieben, da er so sprach — und doch glaubte sie ein Todesurtheil von seinen Lippen zu hören.

„Darum, Marica, müssen wir scheiden," sagte er mit bebender Stimme, — „wir müssen den Traum begraben, der uns so glücklich machte, um Dir die Heimat und mir die Ehre zu erhalten; aber wir wollen scheiden in ruhiger, demüthiger Ergebung, nicht in wilder, trotziger Verzweiflung, wir wollen das Grab des schönen, lieblichen Traumes unserer jungen Herzen mit den freundlichen, unverwelklichen Blüten der Erinnerung schmücken."

Sie weinte still. „Und wie soll es werden?" fragte sie flüsternd, ohne aufzublicken.

„Wie Gott will," erwiederte er — „und Gott wird Dich glücklich werden lassen, dessen bin ich gewiß," sagte er innig, — „hat er Dir nicht eine starke, treue Hand gegeben, um Dich durch das Leben zu führen? Nikola Martinovic ist edler, besser als ich, ich habe den Gifthauch jener großen Welt da draußen, die ihr nicht kennt, eingesogen, und vielleicht würde dennoch das böse Gift einmal in meiner Seele wirksam werden, — er ist fest wie die Berge seines Vaterlandes und rein wie die Luft, die durch eure Thäler weht, — Du mußt ihn achten,

Du mußt mit Stolz zu ihm aufblicken — Du wirst ihn lieben.“

„O mein Gott!“ seufzte Marica, indem ein Schauer durch ihre Glieder lief.

„Ja, Du wirst ihn lieben,“ rief Wladimir voll freudiger Ueberzeugung, „er ist so treu und fest, und ich werde glücklich sein, wenn Dein Herz sich zu ihm wendet, — glücklich und stolz, denn ich werde gewiß sein, daß Diejenige, der die Liebe meiner Jugend geweiht war, dem besten, dem edelsten, dem reinsten und treuesten Manne gehört; — Du aber auch sollst stolz sein auf mich, — ich will ringen und arbeiten, daß der Klang meines Namens in Ruhm und Ehre bis in eure Thäler dringt — und wenn das einst geschieht, Marica, dann sollst Du Dir freudig sagen, daß die reine Flamme meiner Liebe zu Dir es war, die mein Herz erwärmt und begeistert hat zu edlem Streben nach dem Höchsten auf Erden.“

Sie faltete die Hände über ihrer Brust und sagte wehmüthig:

„Ich werde Gott bitten, daß er Alles so füge — und mir die Kraft gebe, meine Pflicht zu erfüllen und Eurer in Ergebung zu gedenken.“

„Und nun lebe wohl, Marica,“ sagte Wladimir, indem er sich erhob und das Mädchen sanft zu sich emporzog — „laß uns Abschied nehmen für das irdische Leben, — die Wahrheit ist zwischen uns — der Stern der Ehre leuchtet hell über uns, kein Wort weiter soll diese Stunde entweihen.“

Er schlang seine Arme um sie und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, — schluchzend ruhte sie an seiner Brust.

Sanft drängte er sie dann zurück, um sie auf den Fußpfad zu führen — Nikola stand vor ihnen.

Schmerzlich zuckte sein bleiches Gesicht — aber aus seinen Augen leuchtete es wie warmer Sonnenschein.

Mit einem Angstruf fuhr Marica zurück — Wladimir blickte verwirrt zu Boden.

„Ich war hier," sagte Nikola — „ich habe Alles gehört."

Marica bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, Wladimir aber trat vor und sagte mit stolzer Offenheit:

„Wenn Ihr Alles gehört habt, Nikola Martinovic, so habt Ihr Niemand einen Vorwurf zu machen — das Menschenherz läßt sich nicht meistern in seinen Gefühlen, aber die Treue und die Ehre halten Wacht, daß es nicht auf falsche Wege geführt werde — unsere Wege sind rein und liegen klar da im freien Sonnenlicht."

Nikola trat zu ihm heran und schüttelte kräftig seine Hand.

„Ja," sagte er — „ja, ich weiß es, — und ich danke Gott," fuhr er tief aufathmend fort, „daß ich gehört, — daß ich Alles gehört habe, daß er meine Hand zurückhielt von entsetzlicher, furchtbarer That, bis ich Eure edlen, mannhaften Worte vernommen. Seht, welches Unheil die Hölle bereit hielt, wenn ein guter Engel es nicht fügte, daß ich Alles hörte."

Er sprang rasch den Abhang hinauf, gab dem Felsen

über der Grotte einen kräftigen Stoß und krachend stürzte der ungeheure Block herab, in seinem Fall die Moosbank begrabend, auf welcher soeben Wladimir und Marica gesessen.

Entsetzt blickte Wladimir auf den herabgeschmetterten Felsen, schaudernd lehnte sich Marica an den Stamm einer Eiche.

„Das wäre geschehen," sagte Nikola, langsam den Abhang herabsteigend, — „wenn — es anders gewesen wäre — aber, Herr," fuhr er fort, Wladimir's Hand an sein Herz drückend, — „wie Nikola Martinovic bereit war, den Verrath zu strafen und den Verräther zu zerschmettern, so weiß er auch die Treue zu ehren und den Freund zu lieben — wenn Ihr jemals eines ergebenen Herzens bedürft, so ruft mich, Herr, und Nikola Martinovic wird bereit sein, für Euch zu sterben!"

Der starke Mann, auf dessen Gesicht noch der Schmerz zuckte, während edle Begeisterung aus seinen Blicken strahlte, war von rührender Schönheit in dem einfachen Ausdruck seines Gefühls.

„Marica," rief Wladimir tief bewegt, — „ich habe es Dir gesagt, — Du wirst, Du mußt ihn lieben!"

Marica blickte auf, — die ängstliche Scheu war von ihrem Gesichte verschwunden, ein seltsames Gemisch von mitleidiger Theilnahme und ehrfurchtsvoller Bewunderung lag auf ihren Zügen.

Nikola trat zu ihr, nahm ihre Hand und sagte sanft und traurig:

„Fürchte Dich nicht, Marica, — es ist nicht Deine Schuld, daß Dein Herz sich nicht zu mir hat wenden können, — ich war Dir zu fremd, zu rauh und heftig — ich konnte den Weg nicht finden zu Deiner Liebe, — aber Du sollst dennoch sehen, daß ich nicht unwürdig bin des Vertrauens und der Freundschaft, — vielleicht hat diese Stunde auch zwischen uns den Bann gebrochen, vielleicht werde ich nun die Worte finden können, um zu sagen, was bis jetzt mir oft die Brust zersprengen wollte. Du bist frei, Marica, — das schwöre ich Dir hier unter Gottes freiem Himmel, nie werde ich Dich drängen, Deines Vaters Wort einzulösen, — ich werde geduldig warten, daß Dein Herz seine Ruhe wieder findet, — aber wenn Du einst Vertrauen und Freundschaft für mich findest, um meine Hand zur Stütze für das Leben anzunehmen, dann, Marica, soll jeder meiner Athemzüge Deinem Glück geweiht sein."

Marica blickte mit thränenfeuchten Augen zu ihm auf, — er fühlte, wie sich ihre zitternden Finger zu leisem Druck um seine Hand schmiegten.

„Und nun laßt uns gehen," sagte Nikola ruhig, — „was hier geschehen, bleibt ein Geheimniß zwischen uns und Gott!"

Laute Rufe von vielen Stimmen drangen aus dem Thal herauf, immer brausender, immer jubelnder sich wiederholend.

„Was ist das?" rief Nikola lauschend, — „etwas Außerordentliches muß geschehen sein, — kommt, Herr, kommt,

wir dürfen nicht zurückbleiben — man würde uns vermissen und fragen."

Noch einmal reichte er Marica stumm die Hand, dann zog er Wladimir, der einen letzten Blick voll Liebe und Schmerz auf das Mädchen warf, mit sich fort zum Thal hinab.

Marica sah ihnen lange nach — dann sank sie vor dem herabgestürzten Felsblock in die Kniee und betete. Schweres hatte Gottes Hand ihr auferlegt, aber sie sah Licht über den Wolken, sie fühlte, daß der Frieden in ihre Seele zurückkehre.

Alle Männer von Rjeka waren vor Marco's Hause versammelt und von Weitem schon rief man Nikola und Wladimir entgegen, daß der Serdar angekommen sei und den Befehl des Fürsten gebracht habe, Alles zum Ausmarsch zu rüsten, da in den nächsten Tagen schon das Heer der Montenegriner sich sammeln solle.

Alles drängte sich jubelnd durcheinander und sogleich wurden alle Anordnungen getroffen. Nur die Greise, die alten Frauen und die Kinder sollten zurückbleiben, — die jungen Weiber zogen nach der Sitte des Landes mit, um für den Proviant zu sorgen und die Verwundeten zu pflegen. Auch Marica sollte dem Heere folgen, so befahl Marco Petrovic, denn seine Tochter sollte alle Pflichten gegen das Vaterland erfüllen, die der Name ihres Geschlechts, das stets unter den ersten in den Kämpfen gegen die Türken voran gestanden, ihr auflegte. Nikola wagte nicht zu widersprechen,

ob er auch für das zarte Mädchen die Anstrengungen des Feldzugs fürchtete, denn seine Braut durfte ja nicht zurückstehen gegen die anderen Frauen in der Opferfreudigkeit für den heiligen Krieg.

Niemand ahnte, was zwischen ihm und Wladimir vorgegangen, die Kämpfe der drei Menschenherzen wurden überflutet von der Bewegung des gewaltigen Stromes, der das ganze Volk fortriß zu dem ersehnten heiligen Kriege.

Dreißigstes Kapitel.

Freude herrschte unter der türkischen Bevölkerung von Konstantinopel, nachdem der verhaßte Großvezier entfernt und der allgemein verehrte, streng rechtgläubige Hassan Hairullah zum Scheik ul Islam erhoben war. Alle Welt glaubte, daß nun alle Noth zu Ende und die Macht und Herrschaft des Islam auf allen seinen bedrohten Gebieten wiederhergestellt sei. War doch nur, so hatte man ja immer und überall gehört, der böse Rathgeber des Padischah und der Einfluß des russischen Botschafters schuld an allem Unglück gewesen, das in der letzten Zeit so schwer auf der Türkei gelastet hatte, mußte doch also nun, da jener böse Einfluß beseitigt war, Alles wieder gut werden.

Während aber so heller Jubel und Siegesfreude durch Stambul hallte, während die Softas und Ulemas stolz durch die Straßen zogen und vom Volke mit ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachtet wurden, denn sie waren es ja, die Alles zu so glücklichem Ende gewendet hatten, während die auswärtige Diplomatie ihre ganze Thätigkeit anspannte, um den europäischen Kabinetten melden zu können, was denn

nun geschehen werde im Innern und an den Grenzen der Türkei; während all' dieser unruhigen, fieberhaften Bewegung saß Midhat Pascha finster brütend in seinem Kabinet. Denn trotz all' der Hoffnung, welche das Volk erfüllte, trotz all' der Unruhe, welche die Stadt bewegte, geschah im Innern der Regierung nichts, vor Allem nichts von dem, was Midhat wollte.

Der Sultan sagte zu Allem Ja, was ihm vorgeschlagen wurde, — aber zur Ausführung waren nur die Maßregeln gebracht, welche Hussein Awni Pascha für die Armee und für die energische Kriegführung für nöthig erklärt. Abdul Kerim Pascha war zum Höchstkommandirenden ernannt und hatte alle Einleitungen getroffen, um den Krieg gegen die aufständischen Provinzen mit aller Energie aufzunehmen, aber auch hier zeigten sich nicht geringe Schwierigkeiten, denn der Sultan hatte zwar im Prinzip zugestimmt, daß seine Civilliste verringert und ein Theil seiner aufgesammelten Schätze für die Kriegführung verwendet werden solle, — aber zur thatsächlichen Ausführung war auch in dieser Beziehung nichts gekommen, und es fehlte nach wie vor an den nothwendigsten Mitteln, um die Truppen zu löhnen und zu verpflegen.

So war denn im Wesentlichen Alles beim Alten geblieben und die neuen Namen hatten es nicht vermocht, neue Zustände herbeizuführen. Der einzige vor dem Volke sichtbare Unterschied war, daß der russische Botschafter, Graf Ignatieff, nicht mehr in dem früheren vertraulichen, regen

Verkehr mit dem auswärtigen Minister und dem Sultan stand, und daß man statt seiner häufig die Equipage des englischen Botschafters vor dem Palast des auswärtigen Ministeriums halten sah. Für das Volk war dieß genügend, denn da der russische Einfluß an allem Unheil schuld war, so mußte nun, da derselbe entfernt war, nichts mehr der Wiederaufrichtung der Türkei zur alten Herrlichkeit entgegenstehen, und man erwartete täglich Siegesnachrichten von den im Felde stehenden Armeen.

Midhat Pascha saß also in trüben Gedanken vor seinem Schreibtische, auf welchem ein Schriftstück von mehreren großen Bogen lag, in dem er hie und da einzelne Worte ausstrich oder veränderte.

Er schob das Papier zurück, warf die Feder fort und lehnte sich seufzend in seinen Stuhl zurück. Das Lächeln, welches er sonst stets auf seinen Lippen festhielt, war verschwunden, ein Ausdruck von finsterem Haß und feindlicher Drohung blitzte aus seinen Augen. Er war häßlich und man hätte erschrecken können vor dem Ausdruck kalter Grausamkeit, welcher auf seinen Zügen lag, als er hier in der unbeobachteten Einsamkeit seines Zimmers sein Gesicht der konventionellen Toilette entkleidet hatte.

„Ich glaubte am Ziel zu sein,“ sagte er, die Worte grimmig durch seine aufeinander gepreßten Zähne hervorstoßend — „und nun? — Alles ist beim Alten und ich spiele um meinen Kopf, der kaum einen Piaster werth sein möchte, wenn es den finsteren Intriguen, die ich spüre, ohne

ihren Faden fest fassen zu können, gelingt, das halb vollendete, oder eigentlich erst halb angefangene Werk wieder zu zerstören. Da mühe ich mich ab, die Verfassung für das Reich zu schaffen und die Grundsätze der Finanzverwaltung und Rechtspflege aufzustellen, welche die Forderungen der Insurgenten befriedigen und die Einmischung der Berliner Konferenz, hinter welcher ja doch nur Rußland steckt, gegenstandslos machen sollen — und wer weiß, ob nicht im nächsten Augenblick die Trümmer des kaum begonnenen Gebäudes mich in ihrem Sturze begraben. Kaum würde mir dann vielleicht die Vorsicht nützen, welche mich zurückhielt, Großvezier zu werden, und welche ich nun fast bereue, da mir in meiner Stellung, in der ich hoffte, die Geschäfte leiten zu können, die Autorität fehlt.

„Wäre es nicht klüger," fuhr er fort, nachdem er lange sinnend den Kopf in die Hand gestützt hatte, „wenn ich abließe von dem gefahrvollen Beginnen, — wenn ich es machte wie die Anderen und aus dem Schiffbruch der türkischen Macht für mich rettete, was zu retten ist, — und das würde immer genug sein, um, was auch immer kommen möge, aus dem sichern Asyl eines glänzenden Lebens ruhig auf das Treiben der Welt zu blicken!

„Nein," rief er dann, indem es in seinen Augen leidenschaftlich aufblitzte — „nein — niemals! Ich will meinen Weg fortsetzen, ob auch an seinen Seiten die Abgründe des Verderbens sich öffnen, — ich will aufsteigen zu der Höhe, welche allein meinem Dasein den Werth geben kann. Ich

bin nicht geschaffen zu ruhigem, träumendem Lebensgenuß, den Reichthum und Alles, was er bieten kann, achte ich gering, — ich stehe hoch über dieser großen Masse der Menschen, die dem Besitz und dem Genuß nachjagt, — ich fühle die Kraft in mir, zu herrschen — und ich will herrschen, mein Wille soll gebieten über Alle und der Ruhm meines Namens soll hell die Welt durchklingen. Hat nicht dieser Fürst von Bismarck gezeigt, was Wille und Kraft, einem großen Ziele zugewendet, vermögen? War nicht Deutschland versunken in dumpfe Lethargie und hat er es nicht heraufgeführt zu einer Macht ohnegleichen, mit der er dann das gefürchtete Frankreich niederwarf! Warum sollte mir nicht gelingen, was ihm gelang, — warum sollte ich nicht das türkische Reich wieder emporheben zu der gefürchteten Macht, vor welcher einst Europa zitterte, da es doch noch alle Elemente jener Macht in sich trägt und es nur darauf ankommt, dieselben zu beleben und zu ordnen? Lagen zur Seite von Bismarck's Wegen nicht auch finstere Abgründe?

„Nein," rief er, heftig aufspringend und mit großen Schritten umhergehend, indem er in lebhaftem Geberdenspiel die Arme bewegte, — „nein — fort mit der zagenden Furcht, — ich will in den Tiefen meines Geistes forschen nach allen Mitteln der List und Klugheit, der Kühnheit und der Gewalt, meine Gegner sind nicht trotziger, nicht verschlagener als die Gegner jenes deutschen Reformators, der seine gebrochene und zerklüftete Nation zum mächtigen Reiche gestaltete, — ich will nicht ablassen, bis ich das Ziel erreicht

habe, von hier hinausblicke, herrschend auf der Grenze zweier Welttheile, über welche mein Name gefürchtet und bewundert hinklingt."

Er trat an das Fenster seines Zimmers und blickte über die Häusermassen der Stadt hinaus nach dem Bosporus, dessen Gewässer Asien und Europa trennen und verbinden und in ihrer Strömung, dem Pactolus gleich, unerschöpflichen Reichthum und unüberwindliche Macht bergen für Den, der sie mit kühner Hand zu heben vermag.

Er lehnte sein Haupt an den Pfeiler des Fensters und versank tiefer und tiefer in seine Gedanken.

Erschrocken fuhr er auf, als sein Kammerdiener den englischen Botschafter, Sir Elliot, meldete. Sogleich nahm sein Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck verbindlichen Wohlwollens an, und mit dem ihm eigenthümlichen, halb gutmüthigen, halb höhnischen Lächeln auf den Lippen trat er dem englischen Diplomaten entgegen, der ihn mit freudig triumphirender Miene begrüßte und ohne Einleitung lebhaft rief:

„Ich bringe gute Nachrichten, mein theurer Freund, — England lehnt jede Betheiligung an den Beschlüssen der Berliner Konferenz ab, welche in die unantastbaren Souveränitätsrechte der Pforte eingreifen. Das ist die rechte Antwort auf die hochmüthige Provokation der drei Kabinette, welche geglaubt haben, so ohne Weiteres die Führung in Europa übernehmen und über den Orient entscheiden zu können, als ob die Türkei ihr Vasallenstaat sei. Nun, sie

mögen sehen, wie weit sie kommen, und sich selbst die Demüthigungen zuschreiben, die ihnen bevorstehen. Die Pforte hat sich gar nicht zu fürchten vor jenen drohenden Beschlüssen — Niemand wird wagen, etwas zu deren Ausführung zu thun — England wird keinen Druck durch Gewalt dulden."

„Wir fürchten uns nicht," sagte Midhat Pascha, indem das um seine Lippen schwebende Lächeln noch um eine Nüance spöttischer wurde.

„Ich komme zuerst zu Ihnen," fuhr Sir Elliot fort, „bevor ich mit dem Großvezier und dem auswärtigen Minister spreche, — damit Sie informirt sind und Ihren Einfluß ausüben können, — es ist nöthig, daß die Beschlüsse der Berliner Konferenz einfach und möglichst kalt zurückgewiesen werden, damit vor ganz Europa die Erfolglosigkeit eines einseitigen Schrittes der drei Kabinette konstatirt werde."

„Und dürfen wir," fragte Midhat, den Botschafter scharf beobachtend, „auf die thätige, nachdrückliche Hülfe Englands rechnen, wenn dennoch jene Mächte auf ihren Beschlüssen beharren sollten, — wenn Rußland und Oesterreich Demonstrationen zu Gunsten der aufständischen Provinzen machen sollten?"

„Vollkommen — vollkommen," erwiederte Sir Elliot, indem er es vermied, Midhat's forschenden Blicken zu begegnen; — „aber," fuhr er dann schnell fort, — „es muß dann sogleich etwas geschehen, um der ganzen Welt und der öffentlichen Meinung in England zu beweisen, daß die

Pforte allein stark genug und ernstlich gewillt ist, ihre angegriffene Herrschaft zu behaupten und den begründeten Klagen ihrer christlichen Unterthanen gerecht zu werden."

„Hier," sagte Midhat, indem er die beschriebenen Bogen von seinem Schreibtisch nahm, „hier habe ich Alles ausgearbeitet, was noth thut, um diese Bedingung zu erfüllen, — die Finanzreform — und die Verfassung für das Reich, — welche eine Notabelnversammlung beruft — ein Parlament, das —"

„Ein Parlament?" rief Sir Elliot mit lautem, herzlichem Lachen, — „ein Parlament für die Türkei? — Verzeihen Sie meine Heiterkeit, theuerster Freund, aber das erscheint mir in der That ein wenig komisch! Wer soll für Ihr Parlament wählen, — wer soll gewählt werden, — was wollen Sie mit einer solchen Versammlung anfangen? — Freilich, in Europa und besonders in England wird es einen guten Eindruck machen, wenn die Türkei ein konstitutioneller Staat wird, — man wird sich mit dem Worte begnügen."

„Das werde ich nicht thun," erwiederte Midhat ruhig, ohne Sir Elliot's Heiterkeit zu beachten, — „ich will nicht das Wort, — ich will in der That die Sache. Was sind denn Ihre Parlamente anders, als die Grundlagen für die Macht Derjenigen, die sie zu beherrschen wissen. Das Parlament an sich ist nichts als eine Gelegenheit für die unruhigen Köpfe des Landes, ihren Rath auszusprechen und ihre Klugheit von allem Volke bewundern zu lassen, — da-

durch werden sie unschädlich und lenksam, man lernt sie kennen und kann sie gewinnen, — es hat ja fast Jedermann seinen Preis — das Parlament ist das Sicherheitsventil, welches allen Gährungsstoff im Volke ungefährlich ausströmen läßt. Aber," fuhr er lebhafter fort, „es ist mehr als das, — es ist ein Mittel für den Mann, der den Geist und die Kraft zum Herrschen besitzt, seinen Willen durch unwiderstehlichen Druck dem Souverän und den übrigen Organen der Regierung aufzuzwingen. Sind Ihre Premierminister nicht unumschränkte Regenten, so lange sie das Parlament nach ihrem Willen zu lenken und zu leiten verstehen? Und," fügte er achselzuckend hinzu, — „es ist ihre Schuld, wenn sie diese Leitung verlieren; Lord Palmerston verstand es, sie festzuhalten, und er war in der That ein ebenso absoluter Herrscher, als der russische Zar. Das Parlament ist die Dampfmaschine der Macht für Denjenigen, der sie zu handhaben versteht, und diese Maschine will ich mir für die Türkei konstruiren — ich glaube," sagte er mit blitzenden Augen, „daß meinen Händen ihre Leitung nicht entschlüpfen wird."

Sir Elliot hatte halb lachend, halb erstaunt zugehört.

„Nun, mein theurer Freund," sagte er, „ich sehe, daß Sie den Mechanismus der konstitutionellen Staaten Europas eifrig studirt haben und wünsche Ihnen Glück zu der Nutzanwendung, die Sie von Ihren Studien machen wollen, und ich zweifle nicht," fügte er verbindlich hinzu, „daß unter Ihrer Hand die parlamentarische Maschine ganz nach Ihrem

Willen arbeiten werde. Aber," fuhr er dann wieder ganz ernst mit dringender Betonung fort, — „es ist jetzt in der That kein Augenblick übrig, um zu einem entscheidenden Schritt zu kommen."

„Das eben ist es," sagte Midhat, „was mir mehr Sorge macht, als die künftige Lenkung und Leitung des Parlaments, wenn dasselbe erst da sein wird. Die Zustände, in denen wir jetzt leben, machen jeden Entschluß unmöglich und bald vielleicht wird Alles wieder dahin zurückgekehrt sein, wo wir vor Kurzem standen."

„Das begreife ich nicht," rief Sir Elliot, — „die Revolution der Softas, — wir können jener Thatsache hier unter uns wohl den richtigen Namen geben, hat ja die Macht in Ihre Hände gelegt, — was könnte Sie hindern, zu thun, was Sie für nöthig halten?"

„Die Revolution hat Prinzipien aufgestellt," erwiederte Midhat, „wie dieß alle Revolutionen thun — aber um diese Prinzipien auf die einzelnen Fälle anzuwenden, dazu würde ein Souverän gehören, der aus Ueberzeugung oder aus Furcht denselben zustimmte und ihrer praktischen Ausführung kein Hinderniß in den Weg legte. Der Sultan übt eine passive, negative Hemmung aus, die ich zu überwinden nicht stark genug bin, da auch die Minister nicht kräftig mir zur Seite stehen."

„Sie hätten sogleich Großvezier werden sollen," rief Sir Elliot — „es hing ja nur von Ihrem Willen ab."

„Dann hätte ich die Verantwortlichkeit getragen," er=

wiederte Midhat mit einem leisen Anklang feiner Ironie, „für alle halben, verfehlten Maßregeln, welche ich kommen sah, so lange nicht vollkommene Klarheit, nicht ein vollkommen neuer Boden geschaffen ist, — und dazu, mein verehrter Freund — war mir die Zukunft zu lieb. Länger aber kann dieser Zustand nicht dauern, — der Sultan widerspricht keiner nothwendigen Reform, aber er führt sie nicht aus, und es müßte für jeden Fall eine neue Revolution gemacht werden. Die Revolution aber ist ein Würfelspiel, — man kann sie nicht beherrschen — wie ein Parlament — und wenn man in diesem Spiele einmal gewonnen hat, so muß man sich hüten, es von Neuem zu beginnen."

Sir Elliot blickte ihn fragend an.

„Ich sehe den Augenblick näher und näher rücken," sagte Midhat, „in welchem es nöthig sein wird, die Aenderung der Regierung bis in ihre höchste Spitze hinauf in's Auge zu fassen, und wenn der Wille des Volkes noch einmal zu lauter Kundgebung veranlaßt werden sollte, so müßte das Uebel an der Wurzel gefaßt werden. Ich glaube, daß der Wunsch des Volkes ganz mit der traurigen Nothwendigkeit übereinstimmt, welche klar vor meinem Geiste steht, daß der Sultan Abdul Aziz nicht im Stande ist, das türkische Reich auf neue Bahnen zu führen."

„Und wenn nun der Sultan dem Wunsch des Volkes nachgeben sollte," fragte Sir Elliot mit eigenthümlichem Lächeln, — „was ist es mit dem Nachfolger? — ich habe keinen Begriff von seinen Fähigkeiten — von seinen Gesinnungen."

„Mehemed Murad ist ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften," sagte Midhat, — „ganz zum konstitutionellen Regenten geschaffen," fügte er mit einem flüchtig aufschießenden Seitenblick hinzu.

Der Botschafter neigte verständnißvoll den Kopf.

„Ich muß Ihnen gestehen," sagte er dann, „daß ich die Möglichkeit, welche Sie andeuten, längst in den Kreis meiner Erwägungen gezogen habe — und wenn es mir auch nicht anstand, Ihnen und noch weniger Ihren Kollegen darüber eine Bemerkung zu machen, — ich habe doch nicht unterlassen, eine solche Möglichkeit meiner Regierung gegenüber hervorzuheben."

„Und Ihre Regierung?" fragte Midhat gespannt.

„Das Kabinet wird Alles mit Freude begrüßen," erwiederte Sir Elliot, „was dazu beitragen kann, die Türkei mit neuem, kräftigem Leben zu durchdringen und ihr den Platz in dem europäischen Konzert zu sichern, der ihr gebührt. Vor Allem wird meine Regierung besonders befriedigt sein, wenn die Pforte sich offen und rückhaltlos ihren alten Freunden zuwendet, unter denen England in erster Reihe steht. England wird niemals eine Erniedrigung oder Zerbröckelung des ottomanischen Reiches dulden, welche von anderen Mächten gewünscht und erstrebt wird, — aber um wirksam unsere Sympathieen bethätigen zu können, müssen wir gewiß sein, daß dieselben in dem Maße erwiedert werden, wie es die Gemeinsamkeit der Interessen erfordert, daß die Pforte mit Vertrauen auf unsern Rath hört und

uns die Möglichkeit gibt, diplomatisch und — wenn es unvermeidlich wird, militärisch für sie einzutreten. Das war bisher nicht der Fall, und nach dem, was Sie mir vorher gesagt, scheint auch jetzt noch die Lage kaum klarer geworden zu sein. Der Sultan konspirirt mit Rußland."

„Und wird es weiter thun, so lange er auf dem Throne sitzt," fiel Midhat ein.

„Wenn also die Regierung sich ändern sollte," fuhr Sir Elliot fort, — „das heißt, die Regierung in ihrer obersten Spitze, so würde Englands Stellung zu der neuen Regierung davon abhängen, wie diese sich zu uns stellen würde."

„Ich habe Ihnen schon bemerkt," sagte Midhat lebhaft und bestimmt, „daß der Prinz Murad ein ganz konstitutioneller Regent sein wird — und sein muß," fügte er mit Nachdruck hinzu — „ebenso werde ich es verstehen, die Minister und das künftige Parlament zu leiten, und über meine Freundschaft für England werden Sie nicht im Zweifel sein."

„Nicht im geringsten," sagte Sir Elliot verbindlich — „Sie würden auch" — fügte er nachlässig hinzu, „kaum im Stande sein, sich in der schwierigen Stellung, die Ihnen erwachsen wird, zu halten und die Parteien zu beherrschen, wenn Sie nicht bei einer Großmacht, deren Flotten jeden Augenblick vor Konstantinopel erscheinen können, nachdrückliche Unterstützung fänden. Unter diesen Umständen also würde, das kann ich versichern, die Thronbesteigung des Sultan Murad —"

„Murad des Fünften," ergänzte Midhat.

„Murad des Fünften also, wenn der Wunsch des Volkes eine solche herbeiführen sollte, die freudige und unbedingte Anerkennung Englands finden. Dieß ist die Stellung des Kabinets, — was Ihre Majestät die Königin betrifft —"

„Sollte," fragte Midhat mit leichter Ironie, „in dem konstitutionellen England ein Unterschied zwischen den Ansichten Ihrer Majestät und denjenigen der Minister stattfinden können?"

„Durchaus nicht, — durchaus nicht, mein theurer Freund, — indeß Ihre Majestät hat den Sultan Abdul Aziz persönlich kennen gelernt und erinnert sich freundlich dieser Begegnung, — sie wünscht, — sie hofft —"

„Nun?" fragte Midhat.

„Es ist," fuhr Sir Elliot fort, „in der Geschichte des ottomanischen Reiches zuweilen vorgekommen, daß der Thronwechsel mit dem Tode, — mit einem unerwarteten Tode des früheren Souveräns verbunden gewesen ist, — nun, mein theurer Freund — Ihre Majestät wünscht und hofft, daß eine solche traurige Katastrophe dießmal nicht eintreten werde und daß der Sultan Abdul Aziz, wenn er dem Willen des Volkes nachgeben sollte, ein seinem Range entsprechendes Asyl finden möge."

Midhat sah den Botschafter einen Augenblick starr an, dann sagte er mit eigenthümlich leiser Stimme voll eisig kalter Ironie, bei deren Klang Sir Elliot unwillkürlich zusammenschauerte:

„Mein verehrter Freund — bisher war die Staatsform, nach welcher die Türkei regiert wurde, der Despotismus

— gemäßigt und geregelt durch den Mord. Ich will an die Stelle dieser Staatsform die konstitutionelle Regierung setzen, welche die Person des Souveräns unverletzlich macht. Sie werden also begreifen, daß mit meinem Willen und unter meinem Einfluß eine Konsequenz jener alten Regierungsform, deren Beseitigung mein ganzes Streben gilt, nicht stattfinden wird."

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen," rief Sir Elliot, indem er Midhat's Hand schüttelte, „so wird Alles zu gutem Ziele gelangen und kein Mißklang wird die Harmonie trüben, welche wir zwischen der Pforte und England wieder herstellen werden. Ich eile, den wichtigen und erfreulichen Inhalt unseres Gespräches meiner Regierung zu melden, welche — ebenso wie ich — überzeugt ist, daß das Schicksal des ottomanischen Reiches niemals in besseren Händen liegen könnte, als in den Ihrigen."

Er verabschiedete sich auf das Herzlichste und verließ freudestrahlenden Gesichts das Kabinet.

„Der Hirt vertheidigt das Schaf gegen den Wolf," sagte Midhat mit finsterem Hohn, — „weil er es selbst zuvor scheeren und dann schlachten will. So möchten diese listigen, gierigen Engländer es mit dem türkischen Reich machen, das sie in seiner elenden Schwäche für ein wehrloses Schaf halten. Nun, wir wollen versuchen, der Türkei wieder das alte Löwenblut einzuflößen, — jetzt mag das Widderfell die Hülle bleiben, die sie lockt und täuscht, hoffentlich wird es mir gelingen, bald unter derselben den stolzen

Löwen wieder hervorgehen zu lassen, der die Feinde nicht fürchtet und keiner schützenden Freunde bedarf."

Ein leises Klopfen ließ sich hinter der Wand hören.

Midhat lauschte einen Augenblick — als das Klopfen sich noch einmal wiederholte, drückte er auf eine Arabeske in der seidenen Tapete, — eine verborgene Thür öffnete sich und durch dieselbe trat Fabri Bey, des Sultans Kämmerer, vorsichtig lauschend ein.

Midhat verschloß die äußere Thür.

„Was gibt es?" fragte er flüsternd, indem er ängstlich umherspähte, als ob er in seinem eigenen Kabinet Spione fürchtete, — „bist Du sicher, unbemerkt in den Seiteneingang und den geheimen Gang gelangt zu sein?"

„Vollkommen sicher, Herr," erwiederte Fabri Bey, — „ich habe mich nur auf einen Augenblick entfernt, — man könnte mich suchen, ich muß sogleich zurück — nur zwei Worte. Sei auf Deiner Hut, Herr, — es wird ein großer Schlag geplant — ich habe dem Padischah ein Billet gebracht, das der vertraute Bote der russischen Botschaft mir gab, — Du weißt, daß ich diese Korrespondenz vermittle, seit der Graf Ignatieff nicht mehr in den Palast kommt."

„Ich weiß es," rief Midhat ungeduldig, — „weiter."

„Nun, Herr — ich habe jenes Billet geöffnet — es trug keine Unterschrift — es enthielt die Mittheilung, daß in acht Tagen ein russisches Korps vor Stambul zu landen bereit sein werde."

„Ich zweifelte nicht, daß Derartiges im Werke wäre,"

sagte Midhat erbleichend, „wenn es gelingt, so bin ich verloren, — doch Du mit mir," fügte er drohend hinzu, — „ich würde Dich nicht schonen, wenn Du mich verrathen wolltest."

„Du darfst mir trauen, erlauchter Pascha," erwiederte Fabri Bey, — „Du hast mir Deinen Schutz und reichen Lohn versprochen — und wenn es möglich wäre," flüsterte er, sich verbeugend, „daß ein so weiser und erhabener Würdenträger sein Wort vergäße, so würde der große, mächtige Botschafter Dich daran erinnern."

„Gut, gut," sagte Midhat, „und was ist weiter geschehen?"

„Der Padischah hat das Billet gelesen und laut gerufen: ‚Ah — jetzt werde ich mich rächen, — die Empörer sollen bestraft werden, wie mein Großvater Mahmud strafte!' Dann hat er seine Mutter gerufen, und Beide sind in eifrigem Gespräch begriffen. Was sie sprachen, habe ich nicht hören können, obwohl er sonst keine Vorsicht gegen mich beobachtet, — aber glaube mir, Herr, sie bereiten etwas vor."

„So muß schnell gehandelt werden," sagte Midhat mit entschlossener Miene — aber obgleich er sich zu fester Haltung aufrichtete, bebte seine Stimme und sein Gesicht war fast erdfahl geworden.

„Auf welche Offiziere des Palastes kannst Du Dich verlassen?" fragte er nach kurzem Sinnen.

„Achmet Aga, Nedschid und Ali Bey," erwiederte Fabri

ohne Besinnen, — „sie sind zuverlässig und können unbedingt über die Leute verfügen, die unter ihrem Befehl stehen.“

„Gut, — nun geh', — sorge, daß Niemand Deinen Ausgang bemerkt, — morgen versammelt sich der Divan bei dem Padischah — kannst Du es machen, daß jene Offiziere die Wache im Vorzimmer haben?“

„Ich glaube es,“ erwiederte Fabri.

„So thue, was Du kannst, und wenn wir erscheinen, so gib mir ein Zeichen, ob es Dir gelungen ist, — sollte ein Hinderniß eingetreten sein, so wirst Du mich warnen.“

Man versuchte die äußere Thür zu öffnen — schnell drängte Midhat den Kämmerer des Sultans hinter die Tapete und schloß die Oeffnung.

Als er den Riegel von der Thüre seines Kabinets zurückzog, erschien, den Kammerdiener zur Seite drängend, Hussein Awni Pascha auf der Schwelle. Die Augen des alten Soldaten funkelten in wilder Erregung.

„Midhat,“ rief er heftig, „aus Deinem Kopf sprudelt guter Rath, wie die Quelle aus dem Felsen der Wüste, — jetzt thut es noth, daß Du Deine Gedanken anstrengst, um ein Mittel zu finden, das uns weiter bringt, oder Alles geht verloren. Ich habe neue Korps gebildet, um sie abzusenden zur Unterwerfung des Aufstandes, aber es ist kein Geld da, — gar kein Geld — die Truppen murren und verlangen ihren Sold — sie haben Recht, — wir müssen Proviant haben, denn wenn die Soldaten fechten sollen, müssen sie essen, und wenn wir kein Geld auftreiben, so

können die Paschas da draußen nichts ausrichten mit ihren unzufriedenen, hungernden Soldaten. Alle Kassen aber sind leer."

„Ausgenommen diejenigen des Padischah," sagte Midhat.

„Aber er gibt nichts her," rief Hussein Awni, — „ich komme von ihm, ich habe ihn gebeten um des Ruhms des Propheten willen — aber er wurde zornig und hob die Hand gegen mich auf und sagte höhnisch, ich möge zu Dir gehen und guten Rath von Dir und Deinen weisen Softas und Ulemas holen, — er habe kein Geld! Nun," rief er unmuthig und fast drohend, „schaffe Rath oder bei Gott, ich gehe wieder nach Brussa in mein Vilajet und will von all' dem Elend hier nichts mehr hören. Mögen dann die rebellischen Giaurs bis Stambul vordringen, mir soll es gleich sein!"

„Das wäre Unrecht," sagte Midhat ruhig, — „das Geld ist da, dessen wir bedürfen — es liegt in den Kassen des Padischah und der Sultanin Valide, seiner Mutter — und wenn er so sehr seine Pflicht gegen die Gläubigen vergißt, so ist er nicht mehr würdig, über das Reich zu herrschen, das er zu Grunde richtet. Du siehst, Hussein Awni, wie Unrecht Du hattest, meiner Ansicht zu widersprechen und Dich der Verfassung und den neuen Gesetzen zu widersetzen, die ich vorschlug, um Ordnung in die Verwaltung des Reiches zu bringen; — hätten wir sie jetzt, so hättest Du das Geld für den Krieg und die Paschas würden vielleicht die Rebellen schon niedergeworfen haben."

„Bei Allah," rief Hussein Awni, „so ist es, aber es genügt nicht zu wissen, daß der Padischah unwürdig ist, — wir müssen den Weg finden, um —"

Er stockte einen Augenblick und schien zu zögern, das Wort auszusprechen, das auf seiner Zunge schwebte.

„Es ist einfach," sagte Midhat, indem er ihn fest ansah, — „Du weißt, Hussein Awni, daß der Scheik ul Islam das Recht hat, den Padischah für unwürdig oder unfähig zur Regierung zu erklären; wenn das geschehen ist, so wirst Du das Geld für Deine Soldaten haben."

„Der Scheik ul Islam?" rief Hussein Awni verwundert, „mit einem Wort willst Du den Padischah vom Thron stürzen? Glaube nicht, daß das so leicht ist, — der Kislar Aga mit seinen Eunuchen wäre mir lieber. — Es haben wohl früher die Padischahs aufgehört zu regieren — aber dann haben sie aufgehört zu leben, — man hat sie todt im Harem gefunden und Alles war in Ordnung."

Midhat schüttelte den Kopf.

„Das war zur Zeit der Janitscharen," sagte er, „die in trotzigem Uebermuth das Reich beherrschten und nach ihrer rohen Willkür schalteten, — wir wollen Ordnung und Gesetz zur Herrschaft bringen und nach gesetzlicher Ordnung muß Alles zugehen. Bist Du sicher, daß die Truppen in Konstantinopel einem Spruche des Scheik ul Islam, der den Padischah absetzt, sich unterwerfen würden?"

„Ich glaube es gewiß," sagte Hussein Awni, — „sie sind empört über die schmachvolle Wirthschaft, — auch ihnen

hat man die Löhnungen zurückgehalten — und sie lieben Yussuf Izzeddin, den Erben des Thrones."

Midhat fuhr zusammen.

„Yussuf Izzeddin?" rief er, — „Mehemed Murad Effendi ist der Erbe des Thrones!"

„Mehemed Murad!" sagte Hussein Awni, laut auflachend; „Du bist thöricht, Midhat, daran auch nur zu denken — was würden wir, was würde das Reich dabei gewinnen? Murad, der Schwächling, — der Träumer, der, in seinen Büchern begraben, sein Leben in dunkler Verborgenheit hingebracht hat — nein, nein, sprich mir nicht davon! Ich bin kein Freund des Padischah — aber darin hat er Recht, daß er die Erbfolge vom Vater auf den Sohn einführen wollte, denn nur dadurch kann feste Ordnung in das Reich kommen. Und Yussuf Izzeddin, so jung er ist, hat Willen und Kraft, — er ist Soldat — er wird begreifen, was dem Reiche noth thut. Er," fuhr der feurige Greis immer eifriger fort, — „er wird begreifen, daß nur durch die alte kriegerische Kraft das Reich wieder aus seinem tiefen Verfall emporgehoben werden kann, daß man zu den Sitten der alten Zeit zurückkehren muß, da die Köpfe der Rebellen und der Giaurs unter die Pferdehufe des Padischah gerollt wurden, wenn er aus der hohen Pforte herausritt, dem Volke zu heilsamem Entsetzen. Alle neuen Verfassungen und Gesetze, die ihr einführen wollt, bedeuten nichts und werden der Noth des Reiches nicht abhelfen, und der Rath der Fremden vor Allem ist Gift für das Reich,

denn das Gesetz der heiligen Bücher genügt, um in dessen Befolgung den Weg zu finden, der zum Heil und zum Siege führt. Hinauswerfen über die Grenzen sollten wir vor Allem zuerst jene Bankiers und Wucherer der Giaurs, die dem Reiche die letzte Kraft aussaugen, und wenn die fremden Botschafter sich in unsere Angelegenheiten mischen, so sollten wir sie in die vier Thürme werfen, wie es in der alten, glänzenden und guten Zeit des Reiches geschah. — Nun," sagte er, mit einer beruhigenden Geberde, — „ich weiß wohl, daß das heute nicht geht — aber wenn wir nur erst mit den aufsäßigen Vasallenvölkern fertig sind und das ganze Volk wieder vom alten Geiste des wahren Islam durchdrungen ist, dann werden wir auch wieder dahin kommen, den Fremden zu verbieten, daß sie uns ihren bösen Rath aufdrängen. Ich hasse den Russen — aber er ist wenigstens immer unser Feind gewesen und wir können wissen, was wir von ihm zu erwarten haben, — mehr, tausendmal mehr hasse ich den Engländer, der ein falscher Freund ist, der uns aussaugt und plündert und sich jede Hülfe mit unserem besten Mark bezahlen läßt — und ich flehe zu Allah, daß er mich noch den Tag erleben lasse, an dem wir stark genug sein werden, um diesen tückischen Engländer in die vier Thürme zu werfen oder mit all' seinen räuberischen Bankiers auf ein Schiff zu packen und nach Hause zu jagen."

Midhat's Gesicht hatte sich mehr und mehr verfinstert — er preßte die Lippen aufeinander und feindliche Blitze

schossen aus seinen Augen auf Hussein Awni. Dieser bemerkte in seiner Erregung nichts davon und als er geendet, war jener böse, drohende Ausdruck aus Midhat's Gesicht verschwunden.

„Du magst vielleicht Recht haben, Hussein Awni," sagte er, — „und Deine Meinung verdient ernste Erwägung, — bis dahin aber ist noch viel zu thun. Wir sind ja Beide einig, daß vor allem Andern der Aufstand niedergeworfen und die militärische Macht des Reiches wieder aufgerichtet werden muß. Das aber ist unmöglich, so lange Abdul Aziz regiert; Du bist also einverstanden, daß wir das Reich von seiner Mißregierung befreien?"

„Es muß sein," sagte Hussein Awni nach kurzem Besinnen, — „Allah wird uns verzeihen, wenn wir irren, — wir handeln zu seinem Ruhm und zum Heil seiner Gläubigen. Ich werde beistimmen und die Truppenmacht in die Schale zu dem Urtheil des Scheik ul Islam werfen, das ohnedieß vielleicht zu leicht wiegen möchte. Und dann werden wir Yussuf Izzeddin ausrufen, — in ihm, das hoffe ich, wird Mahmud's Geist, — der Geist Soliman's und aller großen Padischahs wieder aufleben, und die Tücke der Fremden und die Afterweisheit dieser vorwitzigen Softas zunichte machen. Auf mich kannst Du rechnen — ich gehe, um alle meine Anordnungen zu treffen, damit wir mit vernichtendem Schlage den Aufstand zerschmettern können, sobald uns die Schatzkammern des Palastes von Dolmabagdsche geöffnet sind."

Er stürmte heftig und unruhig, wie er gekommen war, davon, nachdem er Midhat nach alttürkischer Weise gegrüßt hatte.

„Geh’,“ sagte Midhat, indem er ihm mit kaltem, höhnischem Blick nachsah — „geh’ und wiege Dich in dem übermüthigen Glauben, daß Du das Heft der Macht in der Hand hältst, weil Dir das Schwert des Reiches gegeben wurde. Das Schwert ist ohnmächtig gegen den Geist, — Du wirst bald in Dein Nichts zurücksinken, — doch zuvor noch brauche ich Deinen Arm, um die Vergangenheit völlig zu begraben. Wie gut,“ sagte er mit boshafter Freude, — „daß er seine Gedanken enthüllt, — Yussuf Izzeddin will er zum Nachfolger erheben — den die Garden lieben, der eine Macht werden könnte — nein, nein, ich brauche einen Sultan, der mein Geschöpf ist — und der das Werkzeug meines Willens wird, — denn ich muß allein herrschen, um das große Werk vollbringen zu können, — an das ich meine Freiheit — mein Leben setze,“ fügte er leise, erbleichend und zitternd hinzu.

Einige Augenblicke stand er da, die starren Blicke in’s Leere gerichtet, als sähe er ein Schreckbild vor sich, das seine Seele mit Grauen erfüllte.

Dann raffte er sich gewaltsam zusammen und klatschte in die Hände.

„Mein Wagen soll vorfahren,“ befahl er dem eintretenden Diener, — „mit kleiner Livrée — ein geschlossenes Coupé — ich will zu Seiner Hoheit dem Scheik ul Islam

fahren. Der Major Hassan Bey," sagte er dann leicht hingeworfen, „hat um eine Audienz gebeten, um mir eine Bitte vorzutragen, — man soll ihn rufen, — ich will ihn empfangen, wenn ich zurückkomme."

Eine Viertelstunde später fuhr ein kleines Coupé, in welchem sich Midhat Pascha vorsichtig hinter den Vorhängen der geschlossenen Fenster verbarg, unbemerkt durch die Straßen von Konstantinopel und hielt vor dem Palaste des Scheik ul Islam.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Sultan Abdul Aziz lag matt und erschöpft auf dem Divan in seinem Kabinet. Seine Züge waren noch schlaffer, müder und abgespannter als sonst, dunkle Ringe umzogen seine Augen — der Nachfolger der alten, gewaltigen Padischahs, welche das ganze Abendland in Schrecken gehalten und ihre Säbel vor den Mauern von Wien hatten blitzen lassen, bot das Bild tiefster geistiger und körperlicher Erschöpfung. Das Leben schien in diesen zusammengesunkenen Gliedern nur noch leise fortzuglimmen und bloß noch die Kraft zu haben, um hin und wieder in unnatürlicher Glut aufzuflammen und sich dadurch um so schneller zu verzehren.

Er lag mit halb geschlossenen Augen da, zuweilen nur hob er wie drohend die geballte Hand auf, und ein Ausdruck wilden Grimmes zog über sein Gesicht, während einzelne abgerissene Worte aus seinem Munde hervorklangen. Er schien so in seine Gedanken vertieft oder so sehr in seine gleichgültig starre Apathie versunken, daß er das Eintreten seiner Mutter nicht bemerkte, welche mit einer silbernen

Platte in der Hand unter dem Vorhang der nach den inneren Gemächern führenden Thür erschien.

Die Sultanin Valide trat zu dem Divan heran, blickte mitleidig auf ihren Sohn und berührte dann seine Schulter.

Abdul Aziz fuhr erschrocken auf. Angst und flammender Zorn mischten sich in seinen Blicken, er riß den auf seinem Schooße ruhenden Säbel aus der Scheide und schien bereit, den funkelnden Stahl gegen den so unerwartet ihm Nahenden zu erheben.

Als er seine Mutter erkannte, flog ein freundlicher Schimmer über sein Gesicht — er sank wieder auf die Kissen zurück und sagte mit mattem Ton:

„Du bist es, meine Mutter, — verzeih', daß ich Dich bedrohte, — der Verrath umgibt mich überall — ich muß auf meiner Hut sein."

„Du bist matt und gebrochen, mein Sohn," sagte die Sultanin sanft, — „Dein Körper kann das Leben, das Du führst, nicht ertragen, die Eier, welche in Deiner Gegenwart gelegt und gesotten werden, sind nicht genügend, um Dich zu ernähren, — das fränkische Schaumgetränk, das Du unter eigenem Verschluß hältst, erhitzt Dein Blut, ohne Dir die Kraft zu geben, die dem Feuer zur Nahrung dienen muß. Ich habe Dir hier selbst einen Pillau bereitet, — ich habe den Reis gewaschen und das Huhn geschlachtet, — ich habe selbst davon gekostet — Niemand hat von meiner Absicht gewußt, — es ist unmöglich, daß etwas Schädliches darin enthalten sei. — Iß, mein Sohn, stärke Deine Kraft,

Du hast sie nöthig, — in einem kranken Körper kann die Seele keinen Muth fassen zu kühnen Entschlüssen."

Sie nahm den Deckel von der Platte ab, welche sie trug. Ein kräftiger, würziger Duft erfüllte das Zimmer.

Der Sultan richtete sich auf, — seine Augen erweiterten sich bei dem Anblick des lockenden Gerichts aus gedämpftem Hühnerfleisch und stark gewürztem Reis, seine Nasenflügel öffneten sich und gierig sog er den Duft der bei allen Türken so beliebten Speise ein.

Dann aber fuhr er entsetzt zurück und ein drohender, fragender, zweifelnder Blick streifte seine Mutter.

Sie bemerkte diesen Blick, schüttelte schmerzlich den Kopf und sagte mehr traurig als vorwurfsvoll:

„Wie elend hat Dich die Sorge und Entkräftung gemacht, mein Sohn, — Du hast Mißtrauen, entsetzliches, unerhörtes Mißtrauen gegen Deine Mutter? Bist Du nicht von meinem Fleisch und Blut? Gibt es auf Erden eine Mutter, die im Stande wäre, das Leben zu zerstören, das Allahs Segen aus ihrem Schooße hervorgehen ließ?"

Sie nahm die auf der Platte liegende Gabel und aß mehrere Bissen von der Speise, die sie für ihren Sohn bereitet.

Abdul Aziz beugte sich zu ihr hin, lehnte sein Haupt an ihre Brust und sagte mit dumpfem Klagelaut:

„Verzeih', meine Mutter, — verzeih'; — ja, ja, so elend bin ich geworden durch all' den Verrath, der mich umgibt, daß ich Dir mißtrauen konnte, Dir, die Du immer meine

treueste, meine einzige Freundin warst. O," fuhr er knirschend fort, — „von Allem, was es an Qualen auf Erden gibt, ist es das Schwerste, das Peinvollste, zu warten — zu warten auf den Augenblick der Rache, der unsere Feinde uns in die Hände gibt, um sie zu vernichten und tausendfach ihnen all' das Leid zurückzugeben, das sie uns zugefügt haben. Aber," rief er aufspringend und wild die geballten Hände schüttelnd, — „bald, bald werde ich Herr sein, zu thun, was ich will, meine Getreuen zu belohnen und die Gottvergessenen zu zerschlagen, die sich in frechem Aufruhr gegen mich erheben. Ja — in wenigen Tagen wird ein Heer des Zaren hier landen, dann werde ich der Herr sein, und wenn sie in ihrem aufrührerischen Trotz beharren, so will ich Stambul der Erde gleich machen und sie Alle niederschlagen, wie mein Großvater die Janitscharen niederschlug, daß der Bosporus sich roth färbte von ihrem Blut! — Aber, meine Mutter," sagte er, zitternd in nervöser Erregung, „jeder Tag des Wartens ist ein Jahrhundert der Pein."

„Iß, mein Sohn," bat die Sultanin Valide, indem sie ihn auf den Divan niederdrückte, — „iß und stärke Deinen erschöpften Körper."

Sie schob einen kleinen Tisch vor den Divan, stellte die Platte darauf und gab dem Sultan die Gabel in die Hand.

Dießmal machte er keine Einwendung mehr, ohne Zögern begann er zu essen und, immer gieriger zugreifend, verzehrte er den Inhalt der Schüssel bis auf die letzten

Reiskörner, die er aus der Tiefe des Gefäßes zusammensuchte.

„Ah," sagte er wohlgefällig, indem er die Platte zurückschob und sich behaglich in den Kissen dehnte, — „das thut wohl, das gibt den Gliedern Kraft und dem Blut ruhige Wärme! Ich danke Dir, meine Mutter, Du hast mir eine wahre Wohlthat erwiesen, Du hast mir die Lebenskraft wieder gegeben!"

„Ich wußte es, mein Sohn," sagte die Sultanin Valide, — „das Auge der Mutter erkennt die Leiden ihres Kindes, und die Liebe läßt ihren Geist die Mittel der Heilung finden."

Sie schob den Tisch zur Seite und setzte sich neben den Sultan, der zärtlich schmeichelnd, wie ein Kind, seinen Kopf an ihre Schulter lehnte.

„Nun aber, mein Sohn," sagte die Sultanin, „nachdem Dein Körper Kraft und Dein Geist Klarheit gewonnen hat, laß uns überlegen, was zu thun ist, um Deine Feinde sicher zu überwinden."

Abdul Aziz fuhr auf — sein Gesicht, dessen Züge sich kräftiger gespannt hatten, färbte sich mit hellerer Röthe, seine Augen blitzten feuriger, seine Hand streckte sich aus, als wolle er den Gegenstand seines Hasses fassen und in seinen Fingern zerbrechen.

„Du erwartest ein Heer des Zaren," fuhr seine Mutter fort, „um Stambul im Zaum zu halten und die trotzigen Aufrührer zu beugen — aber bist Du gewiß, daß dieses Heer kommen, bald kommen wird?"

„Du weißt es, meine Mutter," erwiederte Abdul Aziz betroffen, — „ich habe das Billet erhalten, das mir Fabri von dem Vertrauten des russischen Botschafters gebracht, es verheißt mir die Landung einer starken Truppenmacht, ich werde meinen Schiffen Befehl geben, die Einfahrt frei zu lassen, die Marine ist mir ergeben und dann, — dann gehört Stambul mir, selbst wenn die Garden zögern sollten."

Er zog ein zerknittertes Blatt Papier aus der Brusttasche seines Rockes und reichte es seiner Mutter.

„Ich kenne dieß Billet," sagte die Sultanin Valide, — „es ist von einer unbekannten Hand geschrieben, — es ist kein Vertrag — kein Versprechen, das den Zaren bindet, — wenn es eine Falle wäre? — traust Du diesem Fabri?"

„Er ist der Einzige fast, den ich stets treu befunden," erwiederte Abdul Aziz finster, „außer Dir und meinem Sohne Yussuf."

„Traue Niemand, mein Sohn," sagte die Sultanin, „außer Dir selbst und Allahs allmächtigem Schutz! Mir scheint dieß zweifelhafte Blatt Papier keine Bürgschaft zu sein, um darauf hin das Schicksal des Reiches, Dein Schicksal, — Dein Leben, mein Sohn, in unsicherem Spiel einzusetzen. Und wenn es wahr wäre," fuhr sie fort, während der Sultan, in ängstlicher Spannung lauschend, fest ihre Hand umfaßte, — „wenn es wahr wäre, was diese Zeilen Dir sagen, wenn der Zar wirklich Dir ein Heer zu Hülfe sendete, bist Du gewiß, mit solcher Hülfe, mit der Hülfe der Giaurs, das Volk von Stambul und die Truppen nieder=

zuhalten, werden nicht alle Gläubigen sich von Dir abwenden?"

„Hat mein Bruder Abdul Medschid nicht die Engländer und die Franzosen hieher gerufen zum Beistand gegen die Russen? Warum sollte ich nicht jetzt die Russen gegen die Engländer zu Hülfe rufen, die mein Reich ausbeuten und meine Paschas gegen mich aufreizen?"

„Sie beuten Dein Reich aus und reizen Deine Diener zur Empörung, weil sie festen Fuß gefaßt haben auf dem Boden der Gläubigen, seit sie hieher gerufen sind — und wenn es gelingen sollte, sie und ihre verrätherischen Werkzeuge durch die Hülfe des Zaren zu überwinden, so werden die Russen hier ebenso festen Fuß fassen, wie jene es gethan, sie werden heute Deine Helfer und morgen Deine Herren sein, und auch sie werden verworfene Seelen genug finden, die sich zu ihren Werkzeugen machen lassen gegen Dich, ihren Herrn, ihren Khalifen, den Nachfolger des Propheten."

Einen Augenblick saß der Sultan in schweigendem Brüten da.

„Mag es sein," sagte er dann knirschend, — „zuerst will ich Die mit meinen Füßen zertreten, die mich so viel leiden ließen! Rache," — rief er wild aufschreiend, — „Rache will ich — volle und ganze Rache um jeden Preis!"

„Und glaubst Du, daß ich die Rache nicht ebenso heiß ersehne wie Du," sagte die Sultanin Valide mit funkelnden Blicken, — „ich, Deine Mutter, die jede Kränkung, die man Dir zufügt, noch bitterer empfindet, als Du selbst?

Ich habe nachgesonnen Tag und Nacht, ich habe zu Allah gefleht um Erleuchtung und ich bin gewiß, daß Du Dich rächen wirst an all' Deinen Feinden, wenn Du meinem Rathe folgst, Dich rächen, wie es dem Beherrscher der Gläubigen, dem Sohne des Propheten geziemt, aus eigener Kraft, nicht durch die Hülfe fremder Giaurs."

„Und wie wäre das möglich, meine Mutter?" fragte Abdul Aziz matt, indem er ungläubig den Kopf schüttelte, — „Du weißt, daß mein Sohn Yussuf selbst nicht wagte, zur Gewalt zu rathen gegen Hussein Awni, an den die Soldaten glauben, und gegen den verrätherischen Hassan Hairullah, den ich zum Scheik ul Islam erhoben — Du selbst, meine Mutter, hast mir gerathen, die Waffe der List zu gebrauchen und mich zu beugen unter den Sturm, dem ich nicht zu gebieten vermochte."

„Die List hat ihre Zeit," erwiederte die Sultanin, — „sie hat ihre Früchte getragen — der Sturm ist vorübergegangen und Alles ist wieder ruhig geworden in Stambul — viele Getreuen beginnen erschrocken auf das Geschehene zu blicken — jetzt, mein Sohn, ist der Augenblick zu kühner That gekommen."

„Und was sollte ich — was vermöchte ich zu thun?" fragte der Sultan seufzend, — „jetzt, nachdem ich den ungetreuen Vezieren die Macht gegeben, jetzt, da mein Wort weniger bedeutet, als das des ärmsten Bettlers auf den Straßen von Stambul, da jeder elende Softa mächtiger ist, als der Padischah?"

„Weiß das Volk, daß es so ist?“ fragte die Sultanin — „haben jene verrätherischen Paschas nicht ihre Befehle in Deinem Namen! Sie haben Zeit gehabt, zu zeigen, was sie vermögen — und sie haben nichts vermocht, die Schäden des Reiches sind nicht geheilt und die rebellischen Provinzen sind nicht niedergeworfen, — jetzt ist es Zeit, mein Sohn, daß Du selbst hervortrittst, daß Du dem Volke der Gläubigen Dich zeigst und Jenen die Macht wieder abnimmst, die sie nicht zum Heile des Reiches zu benutzen verstanden.“

„Mich dem Volke zeigen?“ fragte der Sultan mit bitterem Hohn, — „haben sie mir nicht in's Angesicht getrotzt? Habe ich nicht vor ihnen weichen müssen?“

„Du warst unvorbereitet, mein Sohn, und standest nicht dem wahren Volk der Gläubigen gegenüber, sondern einem Haufen tückischer Verschworener — darum mußt Du jetzt, da das Volk wieder frei geworden von jenem unheilvollen Einfluß, da die Verschworenen sicher geworden sind in ihrem übermüthigen Siegestaumel, mit kühner, fester Hand die Herrschaft wieder ergreifen. Du hast ein Mittel, mein Sohn, ein Mittel, das Dich gewaltig macht und über alle Deine Feinde erhebt. Geh' hin,“ sprach sie feierlich, „nach dem alten Serail, nimm aus der heiligen Lade die Fahne des Propheten und laß sie emporsteigen auf der Zinne, zum Zeichen, daß alle Gläubigen sich um den Khalifen schaaren sollen zum heiligen Kriege gegen die Verräther und die Feinde des Glaubens! In wenigen Augenblicken wird

alles Volk zusammenströmen und Du wirst gewaltigere Heere zu Deiner Verfügung haben, als die Truppen des Zaren, Du wirst Herr sein in Stambul, durch Dich allein, durch die heilige, unwiderstehliche Macht Allahs und des Propheten, und Dein Pferd wird über die Köpfe Deiner Feinde hinschreiten, wenn Du hinausreitest aus der hohen Pforte unter das Volk, das Deines Winkes gewärtig sein wird, Jeden zu zerschmettern, der Deinem Willen zu trotzen wagt."

Der Sultan hatte in zitternder Erregung zugehört, — aber eine düstere Wolke lag trotz der zuversichtlichen Worte seiner Mutter auf seiner Stirn.

„Und wenn sie dennoch zögerten zu gehorchen?" fragte er scheu und zögernd, — „wenn die Truppen schwankten, — dann, meine Mutter, — dann wäre ich verloren!" flüsterte er leise, indem sein ganzer Körper von Schauern erbebte.

„Blicke zurück in die Geschichte Deiner Vorfahren," sagte die Sultanin, — „sie zeigt Dir kein Beispiel, daß das Volk gezögert hätte, sich um den Padischah zu schaaren, wenn die heilige Fahne des Propheten auf der Zinne des Serails emporstieg. Waren die wilden, übermüthigen Janitscharen, die Deinem Vater Mahmud trotzten, nicht mächtiger und furchtbarer als diese Softas und Ulemas — und sind nicht jene tapferen, kriegstüchtigen Schaaren hinweggeweht von dem Rauschen der Fahne des Propheten? Niemand wird schwanken, Niemand wird zögern, wenn Du unter dieser

heiligen Fahne, die keine andere Hand erheben kann, als die Deine, vor dem Volke erscheinst als sein wahrer Herr, als der echte Nachfolger seiner glorreichen, sieggekrönten Padischahs — die Truppen werden sich des Schicksals der Janitscharen erinnern und vor ihrem Loose zurückbeben, selbst wenn auch unter ihnen der Geist des Aufruhrs schon seine giftige Saat gestreut hätte — wer ist Hussein Awni — wer sind alle Paschas neben Dir, wenn über Deinem Haupte die Fahne des Propheten weht? Wenn Du so — in der wahren Kraft des heiligen Glaubens, ausgerüstet mit dem unwiderstehlichen Segen des Propheten, wieder Herr in Stambul und Herr in Deinem Reiche geworden bist, dann wirst Du es bleiben für alle Zeit, immer höher und glänzender wird Dein Ruhm emporsteigen; Du wirst, ohne daß eine murrende Stimme laut wird, Deinen Sohn zum Erben des Thrones berufen können, und Du wirst dann mit der gesammelten und begeisterten Kraft Deiner gläubigen Unterthanen Deine rebellischen Vasallen niederwerfen, gegen welche heute die Thorheit, die Feigheit oder der Verrath Deiner Paschas ohnmächtig ist. Dann wirst Du keiner fremden Hülfe bedürfen und zitternd werden die Feinde und die falschen Freunde von den Grenzen zurückweichen. Freilich ist es ein ernstes, ein furchtbares Mittel, denn wenn die heilige Fahne von der Zinne des Serails weht, so werden Ströme von Blut durch die Straßen von Stambul fließen — aber kann ein Mittel zu furchtbar, zu blutig sein, wenn es gilt, den Padischah und das Reich zu retten, das mit dem Blute

so vieler Gläubigen gekittet ist? Haben Deine großen Vorfahren, hat der Prophet selbst gezögert und geschwankt, zahllose Menschenleben zu opfern, um den heiligen Glauben zu erhöhen und das Reich der Gläubigen aufzurichten und zu erhalten? Fasse Muth, mein Sohn, in Deiner Hand liegt die Rettung, die Macht — die Rache! Ich habe Dir die List und die Verstellung gerathen, als Deine Feinde wachsam waren, — jetzt wähnen sie sich sicher — sie glauben die Herren zu sein und die Vorsicht vergessen zu können, — jetzt ist es Zeit, den Arm zu erheben zum vernichtenden Schlage."

Sie hatte immer eifriger gesprochen — ihre dunklen Augen flammten im Feuer begeisterter Ueberzeugung — ihre welken Züge spannten sich und ein Schimmer der Jugendschönheit leuchtete über ihr Gesicht.

Der Sultan hatte ihr in immer steigender Bewegung zugehört — bald ging er mit großen Schritten, die Hände in lebhaften Gestikulationen bewegend, im Zimmer auf und nieder — bald blieb er vor ihr stehen, mit brennenden Blicken ihren Worten lauschend.

„Ja," rief er, — „ja, Du hast Recht, meine Mutter, — es soll geschehen, wie Du sagst, der Geist Allahs erleuchtet Dich, — ich will Deinem Rath folgen, — heute noch — ich bedarf der Russen nicht, der Geist des Propheten wird mit mir sein und mich zum Siege führen, wie meinen Vater und alle meine Vorfahren, die ihm vertrauten."

„Und morgen," rief die Sultanin, seine Stirn küssend,

„wirst Du Herr in Stambul sein und die Köpfe Deiner Feinde werden unter die Hufe Deines Pferdes rollen.“

Ein leises Kratzen ertönte an der äußeren Thür — nach einem Augenblick erschien der Kopf Fabri Beys unter der Portière.

Der Kämmerer grüßte mit gebeugten Knieen und sagte:

„Deine Veziere sind im Palast erschienen, hoher Herr, und bitten Deine Majestät um Gehör — sie sind im Saale des Divans versammelt und flehen Dich an, durch Deine erhabene Gegenwart ihre Berathungen zu erleuchten.“

Der Sultan fuhr erschrocken zusammen, — seine Hände zitterten, unschlüssig und fragend blickte er auf seine Mutter.

„Empfange sie, mein Sohn,“ sagte diese ruhig — „es ist die Pflicht des Herrschers, unablässig für das Wohl des Reiches zu sorgen und zu jeder Stunde die Stimme seiner treuen Räthe zu hören.“

Der Sultan winkte dem Kämmerer, der sogleich wieder hinter der Portière verschwand.

„Geh', mein Sohn — geh' —“ sagte die Sultanin, als er nochmals zögernd zu ihr aufblickte, — „noch eine kurze Zeit sei die List Deine Waffe und die Verstellung Dein Schild — höre sie an und schweige — bald wirst Du das Urtheil über die Verbrecher sprechen.“

Sie umarmte den Sultan und legte segnend ihre Hände auf sein Haupt.

Abdul Aziz zog den goldenen Gürtel, an welchem sein Säbel hing, fester zusammen und wendete sich zur Thür.

Er ging festen Schrittes, aber gesenkten Blickes, als fürchte er, daß die Diener, welche sich tief zur Erde beugten, da er vorüberschritt, in seinen Augen seine Gedanken lesen möchten, durch die glänzenden, von Blumen und allen Wohlgerüchen des Orients duftenden Gemächer nach dem Saale des Divans hin.

Im Vorzimmer standen die Palastoffiziere, Major Nedschid Achmed Aga und Ali Bey, im vollen Waffenschmuck — sie machten bei dem Erscheinen des Sultans die militärischen Honneurs. Abdul Aziz achtete nicht auf sie — er erhob nur leicht grüßend ein wenig die Hand und trat, immer die Blicke zu Boden gesenkt, in das Berathungszimmer, dessen Flügelthüren der Thürsteher weit öffnete.

In dem großen, länglichen Raum, dessen Wände mit kostbarem Marmormosaik bekleidet waren und dessen Fußboden schwere Teppiche bedeckten, stand ein langer Tisch mit grüner Sammetdecke. Am oberen Ende desselben befand sich ein breiter vergoldeter Divan für den Sultan, rings umher standen kleinere Lehnstühle für die Minister. Alle Veziere waren versammelt — an ihrer Spitze stand Hassan Hairullah — der letzte in der Reihe war Midhat Pascha, der in sich zusammengeschmiegt, mit bleichen Wangen und zusammengepreßten Lippen dastand.

Die Minister grüßten ehrfurchtsvoll mit halbgebeugten Knieen, indem sie die rechte Hand zur Erde senkten, der Sultan erhob die nach außen geöffnete Hand an den Fez und ging an der Reihe vorüber. Als er, den scheuen Blick

aufschlagend, den Scheik ul Islam bemerkte, fuhr er zusammen — ein Blitz des Hasses flammte in seinen Augen auf — er schien stehen bleiben zu wollen, und seine Lippen öffneten sich, als ob er sprechen wollte, — aber schnell nahm er wieder seine kalte, ruhige Miene an und ging nach seinem Thronsitz.

Auf seinen Wink nahmen die Minister ihre Plätze ein, und der Großvezier Mehemed Ruschdi Pascha, ein alter Mann mit weißem Bart, dessen Augen mit einem wehmüthigen Ausdruck auf dem Sultan ruhten, sprach mit seiner etwas leisen und unsicheren Stimme:

„Erhabener Padischah, die Gefahren, welche das Reich bedrohen, erfordern ernste Beschlüsse, wir haben deßhalb Deine Majestät gebeten, uns anzuhören — und haben Seine Hoheit den erhabenen Scheik ul Islam ersucht, uns mit seinem erleuchteten Rathe beizustehen.“

Ein flüchtiges, höhnisches Lächeln glitt über des Sultans Gesicht — er blickte nicht auf und neigte schweigend den Kopf.

„Der tapfere Hussein Awni Pascha,“ fuhr der Großvezier fort, „hat eine Reihe von Maßregeln getroffen, um die rebellischen Provinzen zu unterwerfen und den Krieg gegen die treulosen Vasallen, die Hospodare von Serbien und Montenegro, deren Haltung zweifelhaft und verrätherisch erscheint, mit Nachdruck aufzunehmen.“

Abermals neigte der Sultan, ohne aufzublicken, den Kopf und hörte schweigend den kurzen Vortrag des Kriegsministers

über die zur Verstärkung und Ausrüstung der Armee getroffenen Verfügungen an, denen er mit so gleichgültiger Miene, als ob das Alles ihn nichts anginge, seine Zustimmung ertheilte.

„Wir haben aber nun," fuhr Hussein Awni Pascha fort, während Midhat Pascha heftig zu zittern begann und todtenbleich sich in seinen Stuhl zurücklehnte, — „wir haben in allen Kassen des Reiches vergeblich die Mittel gesucht, um die unabweislich nothwendigen Ausgaben für eine so weit ausgedehnte Kriegführung zu bestreiten, die Truppen verlangen ihre Löhnung und ihre Verpflegung, für welche kein Geld da ist, — wir nahen uns daher Deiner Majestät mit der Bitte, uns Deinen Schatz zu öffnen, damit wir Deine Armeen zu voller Kriegstüchtigkeit ausrüsten können. Des Reiches Ehre ist Deine Ehre, erhabener Padischah, und wir zweifeln nicht, daß Du unsere Bitte erfüllen wirst."

Dunkle Glut färbte des Sultans Gesicht — seine Augen funkelten in jäh aufschießendem Zorn. Aus seiner arbeitenden Brust schien ein Wort der Drohung und Verwünschung zu seinen bebenden Lippen aufsteigen zu wollen — aber wiederum unterdrückte er seine Bewegung und in kalter Ruhe sagte er:

„Deine Bitte, mein tapferer Vezier, ist der Erwägung werth — ich werde sie erwägen und euch Allen meine Entscheidung kund thun."

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen in dem ganzen Kreise .— der Großvezier seufzte tief auf. Midhat

Pascha glich mit seinem erdfahlen Gesicht und seinen geschlossenen Augen einer Leiche — aber plötzlich fuhr er auf, als ob ein mächtiger Entschluß seinen zitternden Gliedern Federkraft einflößte, und sagte mit einer vor innerer Erregung rauh und heiser klingenden Stimme:

„Es ist keine Zeit zur Erwägung — die Gefahr ist nahe und dringend — die Hülfe darf nicht verschoben werden. Im Namen des Reiches, im Namen des Volkes der Gläubigen verlangen wir, daß Du, hoher Padischah, Deinen Schatz öffnest — ich bitte Seine Hoheit den Scheik ul Islam, uns zu sagen, was die heiligen Bücher über solchen Fall vorschreiben.“

Der Sultan blickte in wortloser, starrer Verwunderung in Midhat's zuckendes Gesicht, — sein Erstaunen über diese unerhörte Sprache schien im ersten Augenblick jedes andere Gefühl in ihm zurückzudrängen.

Aber schon erhob sich der Scheik ul Islam und sagte mit seiner scharfen, volltönenden Stimme:

„Das Gesetz der heiligen Bücher bestimmt, daß der Padischah Alles, was er besitzt, sein Leben nicht ausgenommen, opfern müsse für den heiligen Glauben, für das Wohl und den Ruhm des Reiches und für den Sieg über die Feinde des Islam, — wie es alle Khalifen, wie es der Prophet selbst stets zu thun bereit waren. Wir fordern daher Deine Schätze, Abdul Aziz Khan, für das Reich der Gläubigen, dem Du Alles zu geben schuldig bist, — selbst Dein Leben.“

Das erste Erstaunen des Sultans hatte während der

Worte Hassan Hairullah's einer unbändigen Wuth Platz gemacht. Er sprang von seinem Sitz auf, Schaum trat auf seine Lippen, wild rollten seine Augen, drohend schüttelte er die geballten Fäuste.

„Ha," rief er, mühsam nur die Worte ordnend, — „so weit ist es gekommen? Ihr frechen Verräther, die ihr schlimmer seid, als jene Rebellen draußen in den Provinzen, ihr wagt zu fordern — mir wagt ihr zu befehlen, mir, dem Padischah, dessen Gnade ihr es verdankt, daß eure verfluchten Köpfe noch auf euren Schultern sitzen! Aber jetzt ist euer Maß überfüllt, — ja, ich will meine Pflicht gegen das Reich erfüllen, indem ich es von den tückischen Verräthern befreie, die ihr seid — ihr — ihr, meine schlimmsten Feinde!"

Er schüttelte die geballten Hände immer wilder und drohender, seine Stirn war dunkelroth, seine Lippen färbten sich bläulich — er rang vergebens nach Worten.

Alle Anwesenden hatten sich erhoben.

Mehemed Ruschdi Pascha trat an die Seite des Sultans und sprach sanft bittend:

„Höre uns, Herr, — höre uns — um des Reiches — um Deiner selbst willen!"

Aber der Sultan stieß den Großvezier heftig zurück.

„Eure Stunde ist da," rief er, — „fort mit euch — und dann hin zum Serail, um unter der heiligen Fahne des Propheten die höllische Brut zu vernichten, welche in gottlosem Aufruhr den Tod verdient."

Er klatschte heftig in die Hände.

Die wachhabenden Offiziere traten ein. Mit finsteren Blicken stellten sie sich neben die Thür, die gezogenen Säbel in den Händen.

Zugleich drang von unten herauf das eigenthümliche dumpfe Rauschen, wie es über großen, bewegten Volksmassen emporsteigt.

Der Sultan achtete nicht darauf.

„Ergreift sie,“ — rief er, bebend vor Wuth, den Offizieren der Wache zu, — „diese Alle sind eure Gefangene, bei eurem Kopfe steht ihr mir dafür, daß keiner diesen Saal verläßt, bis ich weiter über sie bestimmt habe. — Wenn sie zu widerstehen oder zu fliehen versuchen, so schlagt sie nieder — es wird ein Verdienst sein,“ rief er mit gellendem Hohnlachen, „wenn die Köpfe, die so verrätherische Gedanken in sich trugen, unter euren Säbeln fallen.“

Er ballte noch einmal drohend die Faust gegen Midhat Pascha, der scheu hinter Hussein Awni zurückwich, und stürmte nach der Thür.

Hassan Hairullah vertrat ihm den Weg, Hussein Awni stellte sich mit gezogenem Säbel neben den Scheik ul Islam, der die Hände erhebend laut und feierlich sprach:

„Das heilige Gesetz verlangt, daß der Padischah Alles, was er besitzt, dem Wohl des Reiches dahingebe, wie es der Prophet gethan und alle großen Khalifen nach ihm. Abdul Aziz Khan hat dieß Opfer, das er aus freiem Herzen freudig bringen sollte, verweigert, als wir es im Namen des heiligen Gesetzes von ihm forderten, er hat seine Pflicht gegen Gott

und den Propheten verletzt, — er ist unwürdig, die Gläubigen zu beherrschen, — Abdul Aziz Khan, der Sohn Mahmud's, ist abgesetzt — so thut euch und dem ganzen Volke Allah kund, — Allah, der Ewige — der Alles Erfüllende, der Offenbare und Verborgene, der Herr aller Körper und Geister — durch mich, seinen Diener, den demüthigen, armen Hassan Hairullah."

Der Sultan schwankte, als habe ein Blitzstrahl ihn getroffen, — dann stürzte er auf den Scheik ul Islam zu, — die Hände vorgestreckt — dumpfe, keuchende Töne ausstoßend — aber alle Uebrigen traten vor Hassan Hairullah, ihn zu schützen vor dem wüthenden Angriff des Sultans, dessen Gesicht nichts Menschliches mehr hatte.

„Her zu mir," rief Abdul Aziz, — „her zu mir, Nedschid Bey — schlagt den Kopf dieses tückischen, falschen Priesters herab, — schlagt sie Alle nieder, — Alle — Alle!" brüllte er in wilder, tobender Raserei.

Hussein Awni Pascha winkte den Offizieren — sie traten zu dem Sultan heran, Achmed Aga und Ali Bey faßten seine Arme, der Major Nedschid löste mit schnellem Griff den Säbel des Sultans vom Gürtel.

Abdul Aziz blickte die Männer, die ihn mit eisernen Händen festhielten, einen Augenblick starr an, — seine wild erregten Züge sanken schlaff zusammen, — es klang wie Todesröcheln aus seiner Brust hervor, seine Füße schwankten, gebrochen sank er in den Armen der Offiziere zusammen, indem er leise stöhnte:

„Das Kismet — das Kismet — es ist zu Ende!“

Alle standen bestürzt — Midhat trat vor, — sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten in fieberhaftem Glanz.

„Führt ihn fort,“ befahl er mit kalter, harter Stimme, „und schließt ihn in ein Zimmer hier nebenan, bis wir beschlossen haben, wohin er gebracht werden soll. Du bleibst hier,“ sagte er leise zu dem Major Nedschid.

Er öffnete selbst die Thür — im Vorzimmer hatten sich Adjutanten, Palastbeamte und Diener versammelt, lauschend auf den Lärm im Saale des Divans.

„Abdul Aziz Khan ist abgesetzt durch das Fetwa des erhabenen Scheik ul Islam!“ rief Midhat halb gebieterisch, halb ängstlich hinaus.

Entsetzen lag auf allen Gesichtern. Man sah im Innern des Saales den Sultan zusammengebrochen zwischen den Offizieren, daneben stand hoch aufgerichtet der Scheik ul Islam, der mit ernstem, strengem Blick den Kopf neigte, Midhat's Worte zu bestätigen. Niemand regte sich — Niemand sprach ein Wort, alle Blicke senkten sich zur Erde, als Achmed Aga und Ali Bey den Sultan, der den Kopf tief auf die Brust fallen ließ und nur leise ächzte, fortführten, um ihn in einem Nebenzimmer auf ein Ruhebett zu legen, wo sie mit gezogenem Säbel neben ihm stehen blieben.

„Wäre es nicht besser gewesen, ein Ende zu machen?“ flüsterte Hussein Awni, dem entthronten Padischah finster nachblickend, in Midhat's Ohr.

„Nicht von unseren Händen dürfte er sterben,“ antwortete

Midhat, — „auch wenn das Schicksal seinen Tod bestimmt hat, — ganz Europa blickt auf uns, man soll sehen, daß wir keine Barbaren mehr sind und daß das Gesetz auch bei uns über aller Gewalt steht."

Sein Mund zog sich, indem auch er einen letzten Blick auf den fortgeführten Sultan warf, zu einem so finsteren, entsetzlichen Lächeln grausamer, höhnischer Freude zusammen, daß Hussein Awni sich schaudernd abwendete.

„Wo ist der Prinz Yussuf Izzeddin?" rief er, — „sucht ihn — führt ihn her, — das Reich darf nicht ohne Padischah sein."

„Geh'," flüsterte Midhat dem Major Nedschid zu, — „Du weißt, was Du zu thun hast."

Der Offizier entfernte sich und blieb an dem äußern Eingang zu den inneren Gemächern stehen.

Lauter und lauter wurden die Stimmen der Menge, welche in die Höfe eingedrungen war und ihren Weg bis unter die Fenster des Saales gefunden hatte. Die Softas und Ulemas waren dicht gedrängt versammelt, in der Nähe der Fenster stand der Major Hassan, in einem Kaftan statt der Uniform, er war umgeben von einer Gruppe, von einigen Tulundschins, den Feuerwehrmännern und Sakadschins, den Wasserträgern von Konstantinopel.

Midhat öffnete das Fenster — in demselben Augenblick erhob der Major Hassan die Hand und die athletischen Feuerwehrmänner und Wasserträger ließen über den Hof hin den kräftigen Ruf ertönen:

„Binja ascha Sultan Khan Murad!“ (Es lebe der Sultan Murad, er soll Khan sein!)

Eine kurze, athemlose Stille folgte diesem Ruf, — dann aber wiederholte sich derselbe in den Gruppen der Softas, — er setzte sich fort durch die anderen Höfe, und bald klang es weiter und weiter, immer lauter und mächtiger aufbrausend über den Platz vor dem Palast hin und in die nächsten Straßen hinein:

„Binja ascha Sultan Khan Murad!“

„Was ist das, — was soll das heißen?“ rief Hussein Awni erbleichend — „das ist unmöglich, das darf nicht sein — wo ist der Prinz Yussuf Izzeddin — man soll ihn suchen, — die Garden verlangen ihn als Sultan, sie werden keinem Andern gehorchen.“

Er trat an das Fenster und winkte mit drohenden, abwehrenden Geberden hinaus.

Das Volk unten sah am Fenster den Pascha mit dem weißen Bart in der Uniform des Muschirs — Viele kannten ihn — er war populär als tapferer und energischer Soldat und als Türke vom alten Schlage, — in den Augenblicken der Aufregung ist das Volk stets geneigt, sich jeder Führung zu unterwerfen, bei der es energische Willenskraft findet. Eine lautlose Stille trat ein.

„Hussein Awni will sprechen,“ hörte man dann aus den dichtgedrängten Reihen der Softas, — „Hussein Awni, der gläubige, tapfere Krieger — hört, was Hussein Awni zu sagen hat.“

Midhat aber war bereits zu Hassan Hairullah geeilt und hatte, dessen Hand ergreifend, ihm zugeflüstert:

„Er wird Alles verderben, — er will das Grundgesetz des Reiches umstoßen — die Verwirrung wird unlösbar, — die Macht entschlüpft uns, wir werden verloren sein, wenn es ihm gelingt, Yussuf Izzeddin ausrufen zu lassen, — die Garden sind unsicher, sie können nur durch die laute Stimme des ganzen Volkes eingeschüchtert und fortgerissen werden — schnell — an diesem Augenblick hängt die Zukunft."

In dem Augenblick, als Hussein Awni sich herabbeugte, um zu der erwartungsvoll lauschenden Menge zu sprechen, drängte Midhat ihn heftig zur Seite und zog Hassan Hairullah, dessen Hand er festhielt, an das Fenster.

„Hört," rief er hinab — „hört den weisen und erhabenen Scheik ul Islam, der von Allah erleuchtet ist, das Gesetz zu erklären und zu verkünden."

Ein brausender Beifallsruf begrüßte das Erscheinen des Scheik ul Islam, den Alle erkannten und der das Zeichen seiner Würde, den grünen Turban mit der blitzenden Diamantagraffe, auf dem Haupte trug. Hussein Awni winkte mit beiden Händen — man hielt seine Bewegungen für Zeichen zum Schweigen, und gebieterisch tönten einzelne Stimmen herauf: „Hört den Scheik ul Islam, — vernehmt in Ehrfurcht, was Allah selbst durch seinen Mund verkündet."

Abermals trat tiefe Stille ein, und mit heller, klarer Stimme sagte Hassan Hairullah, über den ganzen Platz hin vernehmbar:

„Abdul Aziz Khan ist abgesetzt, — er hat die Pflichten vernachlässigt, welche das heilige Gesetz ihm auflegt, trotz wiederholter Mahnung — er ist nicht würdig, das Volk der Gläubigen zu beherrschen!“

Hussein Awni drängte sich dicht an den Scheik und streckte die Hand aus, um sich Gehör zu schaffen, aber ehe der alte Soldat in seiner Erregung Worte fand, beugte sich Midhat über die Fensterbrüstung und rief mit zitternd gellender, unnatürlich hochgespannter Stimme:

„Und nach dem Gesetz des Propheten besteigt Sultan Murad den Thron und wird umgürtet werden mit dem Schwert des Padischah zum Heil des Reiches und der Gläubigen.“

Die Stimme versagte ihm — der Major Hassan gab den Feuerwehrmännern und Wasserträgern, die ihn umringten, einen Wink und von Neuem erhob sich der Ruf: „Binja ascha Sultan Khan Murad!“

Der Scheik ul Islam kreuzte die Arme über der Brust und neigte den Kopf gegen die Menge.

Da stürmten die Softas hinaus aus dem Hofe des Palastes — die Feuerwehrmänner und Wasserträger vertheilten sich nach verschiedenen Richtungen, und bald begrüßten immer lautere Jubelrufe den Sultan Murad in allen Straßen der Stadt als neuen Padischah. Hussein Awni zog sich vom Fenster zurück und sank seufzend auf einen Stuhl nieder.

„Die Stimme des Volkes hat gesprochen,“ sagte Midhat,

indem er zu ihm herantrat, ohne sich die Mühe zu geben, seinen triumphirenden Hohn zu verbergen, — „der Scheik ul Islam hat verkündet, was das heilige Gesetz gebietet, Niemand wird es wagen, gegen den Willen des ganzen Volkes sich zu erheben."

„Das Volk — das Volk," sagte Hussein bitter, — „was ist das Volk? Deine brüllenden Softas werden das Reich nicht retten, — Du aber bist verantwortlich für Alles, was dieser Stunde folgen wird an Verwirrung und Unheil."

„Und ich werde diese Verantwortung tragen," erwiederte Midhat stolz und zuversichtlich; — „jetzt aber," fuhr er fort, „ist es an uns, dem neuen Padischah unsere Huldigung zu bringen und unter seinem Vorsitz zu beschließen, was für das Reich noth thut.

„Wir dürfen ihn nicht aus den Augen lassen," flüsterte er Hassan Hairullah zu. — Beide nahmen Hussein Awni in ihre Mitte, der Großvezier und die übrigen Minister folgten, und so bewegte sich der Zug, dem sich die Adjutanten und Hofbeamten anschlossen, nach der Wohnung des Prinzen Mehemed Murad.

In diesem Augenblick eilte der Prinz Yussuf Izzeddin durch die Gänge des Palastes den Gemächern seines Vaters zu. Er hatte den Lärm vernommen, — einzelne Diener waren auf Hussein Awni's Geheiß zu ihm geeilt, um ihn zu rufen, und hatten ihm in hastigen, unzusammenhängenden Worten erzählt, was vorgegangen, und daß der Kriegsminister nach ihm gefragt, um ihn zum Padischah auszurufen.

„O mein armer Vater!“ rief der junge Prinz, zurückschaudernd vor dem glänzenden Schicksal, das die Worte der Diener, welche die weiteren Vorgänge nicht mehr angesehen hatten, ihm verkündeten.

Bleich und verstört eilte er weiter. Am Eingange zu den Gemächern des Sultans trat ihm der Major Nedschid entgegen.

„Wo ist mein Vater?“ rief der Prinz.

Der Major Nedschid legte die Hand auf seinen Arm.

„Ich verhafte Dich, Yussuf Izzeddin,“ sagte er kalt und streng, — „im Namen des erhabenen Padischah Murad Khan!“

„Murad,“ — rief Yussuf entsetzt — „Murad Padischah?“

„Nach dem heiligen Gesetz des Propheten ist er unser Gebieter — folge mir.“

Yussuf Izzeddin legte die Hand an seinen Säbel, — aber die Diener, welche ihm gefolgt waren, stellten sich an die Seite des Majors und riefen:

„Es lebe Murad Khan, der Padischah!“

Yussuf war allein — er blickte traurig umher und ließ die Arme sinken. Schnell hatte Nedschid ihm den Säbel abgegürtet, — er drängte ihn in eine Seitenthür, verschloß dieselbe und stellte sich mit der blanken Waffe in der Hand als Wache davor.

Der Zug der Minister kam heran — finster, ohne aufzublicken, schritt Hussein Awni zwischen dem Scheik ul Islam und Midhat vorbei. Dieser blickte fragend auf den

Major Nedschid, der mit der Spitze seines Säbels auf die verschlossene Thür deutete.

Höher richtete sich Midhat auf, stolz leuchtenden Blickes schritt er durch die Reihen der bis zur Erde sich neigenden Diener weiter — sein hohes Ziel war erreicht — er herrschte über das türkische Reich, und in seinem Herzen mochten sich ähnliche Gefühle regen, wie sie einst die hochgebietenden Hausmeier der ohnmächtigen fränkischen Könige erfüllten.

Murad saß bleich und zitternd vor seinem Schreibtisch. Er hatte den Hamlet vor sich aufgeschlagen und war beschäftigt gewesen, die gewaltige Tragödie, welche so verwandte Saiten in seiner Brust anklingen ließ, zu übersetzen, als die lauten Rufe aus dem Hofe an sein Ohr drangen.

Fatime stürzte in das Zimmer.

„Hörst Du es," — rief sie, — „hörst Du sie rufen: Es lebe Murad — Murad Khan — der Padischah!" Sie schlang ihre Arme um ihn — zitternd lauschten Beide den immer lauter in das stille Zimmer hereindringenden Rufen.

„Der Padischah," — flüsterte Murad leise, — „wäre es möglich, — hätte Allah Erbarmen, — sollte dennoch mein verdorrtes Leben zu neuer Blüte sich erheben? — To be or not to be," hauchte er kaum hörbar, während er die zitternden Hände über der Brust kreuzte.

Athemlos horchten Beide, innig umschlungen, auf das dumpfe, wogende Geräusch, das den Palast erfüllte und sich immer mehr näherte.

Endlich öffneten sich die Thüren, die Minister traten

ein und der Scheik ul Islam begrüßte als der Erste den neuen Sultan.

Murad erhob sich — seine Augen funkelten in fast unheimlichem Glanz, scharf abgegrenzte rothe Flecken erschienen auf seinen Wangen — Hussein Pascha, der Adjutant des entthronten Sultans, welcher sich schweigend dem Zuge angeschlossen, reichte ihm seinen Säbel — ein Kammerherr brachte das breite Band des Osmanie-Ordens und warf es über die Schulter des neuen Sultans.

„Wolle es Deiner Majestät gefallen," sagte Midhat in einem Tone, der fast wie ein Befehl klang, „Dich nach dem Saale des Divans zu begeben, um unsern Huldigungsschwur entgegenzunehmen und zu beschließen, was die Lage des Reiches erfordert."

Midhat hatte an der Stelle des Großveziers das Wort genommen, — aber der alte Mehemed Ruschdi Pascha schwieg, er stand traurig da und schien entschlossen, Alles geschehen zu lassen, was das Kismet an diesem verhängnißvollen Tage fügen werde.

Murad berührte mit seinen Lippen den Schleier, mit welchem Fatime bei dem Eintritt der Veziere ihr Haupt verhüllt hatte. Fatime sank in die Knie nieder, küßte seine Hand und hauchte, durch den Schleier zu ihm aufblickend: „Vergiß Deine Ophelia nicht, mein stolzer, herrlicher Hamlet, — wir haben die Nacht überwunden — der herrliche Tag bricht an, den der große Dichter seinem Helden nicht gegeben hat."

„To be!“ sagte Murad mit stolzer Zuversicht, — noch einmal drückte er das Haupt Fatime's an seine Brust, dann ging er den Ministern voran nach dem Saal des Divans, um auf dem Thronsitz Platz zu nehmen, auf welchem kaum eine Stunde vorher Abdul Aziz gesessen hatte.

Er unterzeichnete die von Midhat entworfene Proklamation, durch welche er die Regierung übernahm als Sultan von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes, und sein erster Befehl war, den Schatz seines Vorgängers dem Staate zu überweisen. Dann erschienen die Kommandeure der Garderegimenter, um im Namen der Truppen den Eid der Treue abzulegen, und als die Sonne herabsank, war die neue Regierung ohne Widerspruch in Stambul befestigt und die Boten flogen hinaus in alle Provinzen, der Telegraph spielte nach allen Richtungen, um überall zu verkünden, daß Murad V., dem Willen des Volkes gehorchend, den Thron des ottomanischen Reiches bestiegen habe.

Während aber die Straßen von Konstantinopel in festlicher Erleuchtung strahlten und das Volk sich jubelnd um den Palast und die Moscheen drängte, fuhr eine schwarz überspannte Barke vom Landungsplatz der kaiserlichen Gärten nach dem alten Palaste von Tophane hinüber. Zahlreiche Fahrzeuge mit bewaffneten Truppen umringten dieselbe — der Major Hassan in großer Uniform führte den Befehl über die Bedeckungsmannschaften.

In der schwarz bedeckten Barke saß die Sultanin Valide und in ihren Armen ruhte Abdul Aziz, der vor wenigen

Stunden noch Beherrscher der Gläubigen war. Der Sultan schluchzte laut, wie ein Kind, das sein Leid an der Brust der Mutter ausweint, — die Sultanin aber blickte starr und thränenlos auf das vom Schein der Fackeln beleuchtete Wasser, — sie hatte kein Wort der Klage, — sie beugte sich dem Kismet, das sie von der stolzesten Höhe der orientalischen Frauen herabgestürzt, und nur in stummer Frage schlug sie ihr dunkles Auge zum sternenglänzenden Nachthimmel auf.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der lange vorbereitete Kampf hatte begonnen. Unmittelbar nach dem Fürsten von Serbien hatte auch der Fürst von Montenegro der Pforte den Krieg erklärt. Die Armee, das heißt alle waffenfähigen Männer des Landes waren mit wunderbarer Schnelligkeit und Präzision zusammengezogen, die einzelnen Truppentheile waren bewaffnet und unter ihre Führer gestellt; auch die Frauen hatten sich nach alter montenegrinischer Sitte bei dem Zusammentritt der Armee eingefunden, mit Maulthieren, kleinen Wagen, zum großen Theil aber auch nur mit großen, über den Rücken hängenden Tragekörben ausgerüstet. Sie folgten den Truppentheilen, um Lebensmittel und Munition fortzuführen, ja zuweilen kam es vor, daß sie bei Uebergängen über schwierige Gebirgspässe sich an der Fortschaffung der Artillerie betheiligten, indem sie einzelne Theile der auseinander genommenen Kanonen auf ihren Rücken über die Berghöhen trugen. Auch war es in den erbitterten Kämpfen früherer Jahrhunderte wohl häufig vorgekommen, daß die Weiber der schwarzen Berge selbst die Waffen zur Hand genommen, um

in wilder Erbitterung mitzukämpfen, und manche Legende, manches zur Guzla gesungene Lied erzählte von den Heldenthaten der montenegrinischen Weiber, wie von der Wittwe Stanicha's, welche auszog, den von den Türken erschlagenen Gatten zu rächen. Seit aber die Wehrkraft in militärische Ordnung und Regel gebracht ist, findet eine Theilnahme der Weiber am Kampfe nicht mehr statt, doch bilden sie nach wie vor mit großem Nutzen in den unwegsamen Gebirgsgegenden den Train der Armee, ohne die Märsche aufzuhalten und zu erschweren, da sie, den Männern gleich, an alle Anstrengungen gewöhnt sind.

Der Fürst hatte dem alten Marco Petrovic das Kommando des Bataillons von Rjeka gegeben; Nikola Martinovic führte unter dem Alten eine Kompagnie, diese alte militärische Einheit der montenegrinischen Wehrverfassung. Die Frauen von Rjeka folgten dem Bataillon; unter ihnen befand sich Marica, denn trotz ihrer Jugend hatte der alte Marco darauf bestanden, daß sie sich, wie alle anderen Weiber, dem Dienste des Vaterlandes widmen solle. Marica zeigte sich, so schwer ihr Herz auch litt, als die echte Tochter der schwarzen Berge, welche im Augenblick der Gefahr und des Kampfes für das Vaterland jedes eigene Gefühl zurückdrängt und die ganze Kraft ihres Lebens der heiligen Sache hingibt. Sie führte den ganzen weiblichen Train, welcher dem Bataillon ihres Vaters folgte. Auf einem starken Maulthier ritt sie dem Zuge der Weiber voraus, in ihrem Gürtel steckte ein Handjar, um sich im Falle eines unvermutheten

Ueberfalles vertheidigen oder sich selbst den Tod geben zu können, wenn kein anderer Ausweg mehr übrig bliebe, um der türkischen Sklaverei zu entgehen. Sie führte die Aufsicht über den Proviant, welcher den Frauen anvertraut war, sie ordnete das Kochgeschäft an, wenn die Truppe nach dem Marsche Halt machte, sie verwaltete das einfache Verbandzeug, das stets bereit sein mußte, um nach den Gefechten den Verwundeten Hülfe zu leisten, und sobald die Truppe nach den Tagesmärschen zu einer kurzen Nachtruhe sich anschickte, eilte sie allen Uebrigen nach dem Lagerplatze der Männer voraus, um für ihren Vater zu sorgen, ihm einen Trunk gewärmten Weines zu bieten und von einfachen Wollendecken ein Lager zu bereiten.

Auf ihrem Gesicht lag ergebene Ruhe, sie schien entschlossen, ruhig das Schicksal zu erwarten, das die Zukunft ihr bringen würde, und Alles, was sie selbst bewegte, der Pflicht gegen das Vaterland unterzuordnen, in deren Erfüllung sie, als die Tochter ihres Vaters, allen übrigen Frauen voranleuchten mußte.

Der alte Marco schien um zehn Jahre verjüngt, da es ihm noch vergönnt war, an dem Feldzuge theilzunehmen, der, wie Alle hofften, die endliche Entscheidung jahrhundertelanger Kämpfe bringen sollte. Meist schritt er zu Fuß seiner Schaar voran, er schien unermüdlich nur von dem einen Wunsche beseelt, so bald als möglich den Feind zu erreichen. Seiner Tochter gegenüber war er ruhig und ernst wie immer, doch leuchtete in seinen Blicken innige Zärtlichkeit und stolze

Freude, wenn er sie Abends nach dem Marsche begrüßte und sah, wie sie treu und unverdrossen die Pflichten einer Tochter der schwarzen Berge erfüllte.

Nikola Martinovic war ernst und still, er lebte nur seiner militärischen Aufgabe und gab seiner Mannschaft bei allen Gelegenheiten das Beispiel freudiger und unermüdlicher Ueberwindung aller Mühen und Anstrengungen; nur ein Zug sanfter Schwermuth ließ sein sonst so stolzes, streng verschlossenes Gesicht weicher und milder als früher erscheinen und zeugte von den schmerzlichen Gefühlen, welche seine Brust bewegten. Er umgab Marica mit der zartesten Aufmerksamkeit; an jedem Morgen vor dem Ausmarsche zäumte er selbst ihr Maulthier auf und hob sie in den Sattel, ehe er wieder, zu den Männern voraus eilend, sich an die Spitze seiner Kompagnie stellte. Er hatte einige Weiber seiner Leute besonders mit dem Dienst für alle möglichen und erreichbaren Bequemlichkeiten des jungen Mädchens beauftragt; er geleitete sie Abends von ihrem Vater nach dem Lagerplatze der Frauen zurück und überzeugte sich selbst, daß ihr ein weiches und bequemes Lager auf einem der mitgeführten und mit schützendem Plan von Leinwand überspannten Wagen bereitet sei — aber niemals sprach er mit ihr ein Wort mehr, als es die Nothwendigkeit erforderte, und wenn sie zuweilen, gerührt über seine zarte Fürsorge, ihm mit feuchten Blicken innig und herzlich die Hand reichte, so erwiederte er fast ängstlich zurückweichend kaum den Druck derselben und eilte rasch davon, als ob er sich fürchte, daß unwillkürlich

die Empfindungen über seine Lippen strömen möchten, welche er starr und fest zurückzudrängen entschlossen schien.

Wladimir war vom Fürsten in sein Hauptquartier berufen; er trug die kriegerische Tracht und die Waffen der Montenegriner ohne Uniformabzeichen, da er ohne besonderen Befehl nicht glaubte als russischer Offizier an dem Feldzuge theilnehmen zu dürfen, und alle Montenegriner behandelten den jungen Russen, der alle Strapazen wie der älteste und kriegstüchtigste Soldat ertrug, mit ehrerbietiger Auszeichnung, sie erblickten in seiner Anwesenheit bei ihrem Fürsten ein lebendiges Zeugniß für die Sympathie, welche das große russische Brudervolk ihrem heldenmüthigen Ringen für Freiheit und Selbstständigkeit entgegenbrachte.

Auch Wladimir war ernster und stiller als sonst. In schmerzlicher Wehmuth seufzte seine Seele dem schönen Traume seiner Liebe nach, der so schnell verflogen war und dem zu entsagen das Gebot der Ehre ihn unerbittlich zwang; aber trotz der Trauer, welche sein ganzes Leben erfüllte, fühlte sich sein jugendfrischer Sinn doch wunderbar angezogen von dem kriegerischen Leben inmitten dieser romantischen Bergklüfte und dieser todesmuthigen Krieger, welche ihn jetzt, da sie voll Begeisterung zum heiligen Entscheidungskampfe auszogen, noch lebhafter als früher an die Heldengestalten der Sagen erinnerten, und oft, wenn er in den Strahlen der aufgehenden Sonne durch die im Morgenthau glänzenden Schluchten an der Seite des Fürsten dahinritt, umgeben von den waffenklirrenden, kampfesfreu=

digen Schaaren in ihren malerischen Trachten, pries er sich glücklich, daß er nicht gezwungen sei, die harten Kämpfe seines Herzens in stiller Ruhe durchzuringen, und fast schien es ihm unwürdig, inmitten dieser stolzen, festen und treuen Männer, welche in flammender Begeisterung sich für ihr Vaterland zu opfern bereit waren, einem Liebesglück nachzuseufzen, das er nur durch ein Verbrechen an der Gastfreundschaft dieses edlen, vertrauensvollen Volkes hätte erringen können.

Zuweilen traf er, wenn die Marschwege der verschiedenen Truppentheile auf den Gebirgswegen sich kreuzten, mit Marco Petrovic und Nikola Martinovic zusammen. Der Alte begrüßte seinen Gastfreund dann jedesmal mit warmer Herzlichkeit, Nikola Martinovic drückte ihm schweigend die Hand und sah ihn mit traurigen Blicken an, in denen kein Vorwurf lag, die aber dennoch Wladimir schmerzlich in's Herz schnitten und in ihm die bittere Frage aufsteigen ließen, warum ihn das Schicksal ohne seine Schuld gerade dahin geführt habe, wo er diesem edlen Sohne des rauhen Berglandes sein schönstes Lebensglück hatte zerstören und zugleich selbst eine so tiefe, schmerzliche Herzenswunde davontragen müssen, von der er fühlte, daß sie niemals in seinem Leben ganz heilen würde.

Einige Male hatte er bei solchen Gelegenheiten auch Marica begegnet; er hatte sie in Gegenwart ihres Vaters und Nikola's begrüßt und ihr die Hand reichen müssen. Hoch erröthend hatte Marica die Augen niedergeschlagen, er

hatte ihr mit tonloser Stimme, mühsam seine Fassung bewahrend, einige gleichgültig freundliche Worte gesagt und dann waren sie wieder von einander gegangen, ohne daß irgend Jemand außer Nikola Martinovic, dessen dunkle Augen schmerzlich forschend auf ihnen ruhten, eine Ahnung davon hatte, was in ihren Herzen bei solcher Begegnung vorging.

Der Fürst von Montenegro war mit seiner Armee zunächst in die Herzegowina eingedrungen, um sich mit den dortigen Aufständischen zu vereinigen und die gegen Serbien stehende türkische Macht abzuleiten und zu theilen, und war bei Nevesinje zurückgedrängt worden. Mukhtar Pascha hatte dann der montenegrinischen Armee den Rückzug nach den schwarzen Bergen abschneiden sollen, war aber bei Urbitza gänzlich geschlagen und zersprengt worden und der Sieg durch die Gefangennehmung Osman Paschas um so glänzender.

Der Fürst war dann aber, da ihm von den Aufständischen und von den serbischen Truppen kein erfolgreiches Zusammenwirken entgegengebracht ward, von dem ursprünglichen Feldzugsplan abgewichen, durch Montenegro zurückgegangen und über die südöstliche Grenze in das türkische Gebiet eingefallen, hatte die Türken bei Spuz und Podgoritza zurückgeschlagen und dann mit seiner Armee die kleine türkische Festung Medun eingeschlossen. Das montenegrinische Lager befand sich am Fuße der Höhen von Gruda in der Ebene, welche sich zwischen den Flüssen Moradscha und Zjewna ausdehnt. Die Festung Medun, welche keine besonders starke

Besatzung enthielt, aber durch ihre Lage an einer vorsprin=genden Höhe der Berge von Kutschi und durch ihre Nähe an der montenegrinischen Grenze Bedeutung hatte, ertrug schon einige Zeit die Belagerung, welche ihr jede Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt. Einige Male hatte die türkische Besatzung Ausfälle versucht, vielleicht um die Stärke des Feindes zu prüfen, vielleicht um die Besatzungstruppen in die Berge zu retten — aber jedesmal wurden diese Ausfälle sehr entschieden zurückgewiesen, und man erwartete im mon=tenegrinischen Lager ruhig, daß die Lebensmittel der Festung aufgezehrt würden und der Hunger die Besatzung zur Ka=pitulation zwinge.

Im Lager vor Medun hatte sich die montenegrinische Armee nach so vielen anstrengenden Märschen und Kämpfen eine verhältnißmäßige Ruhe und Erholung gegönnt. Die Lebensmittel waren reichlich in Folge der sicheren Verbin=dung mit den schwarzen Bergen vorhanden, und die Weiber sorgten in ruhiger Regelmäßigkeit für die Mahlzeiten der Soldaten. Der Dienst bestand wesentlich in der Aussendung von Patrouillen, welche das Terrain nach der Festung hin durchstreiften, da der Fürst einen Sturm wegen der Stärke des Platzes nicht versuchen wollte und die wenigen Batterieen seiner leichten Bergkanonen zu einer ernsthaften Beschießung nicht ausreichten. Von Zeit zu Zeit fiel ein Schuß aus der Festung, wenn eine Patrouille ohne Deckung vorging, und wurde mit einem kurzen Feuer der montenegrinischen Bat=terieen, welche auf den umliegenden Höhen postirt waren,

erwiedert, mehr, um ihr Dasein zu beweisen und ein Lebenszeichen zu geben, als in der Absicht, eine ernste Wirkung zu erzielen.

Für Marica war ein Leinenzelt in dem Frauenlager aufgeschlagen. Sie sorgte nach wie vor für ihren Vater, aber sie kam seltener mit den Männern in Berührung und widmete sich hauptsächlich der Pflege der Verwundeten und Kranken, welche in dem hinter der montenegrinischen Aufstellung von Bretterwänden aufgeschlagenen Hospitale untergebracht waren.

Am Morgen des 21. Oktober war der Fürst Nikita wie gewöhnlich auf einen vor dem kleinen Orte Funaina gelegenen Hügel gekommen, um von dort nach der Festung hinüber zu blicken und mögliche Bewegungen, welche der Feind versuchen möchte, zu beobachten. Es war ein schöner, klarer Herbstmorgen; in bläulichen Umrissen erhoben sich rückwärts die schwarzen Berge, das helle Sonnenlicht beleuchtete die Ebene und das montenegrinische Lager, in der Ferne schimmerte das silberne Band des Moradschaflusses, die Thürme von Podgoritza ragten aus gelblich gefärbtem Laubwerk auf, die ganze Gegend bot ein schönes, heiteres Bild friedlicher Ruhe, und wenn nicht zuweilen aus der finster daliegenden Festung ein Kanonenschuß gefallen wäre, so hätte man glauben können, daß die Schrecken des Krieges niemals diese heitere, lichte Gegend berührt hätten.

Um den Fürsten waren seine Adjutanten und ein großer Theil der bedeutenderen Truppenführer versammelt. Man saß

auf Feldstühlen oder auf dem Boden, trank aus Korbflaschen den rothen Wein aus dem Lande der Sonne und unterhielt sich heiter und hoffnungsvoll über den im Ganzen so glücklich verlaufenen Feldzug, denn nach der allgemeinen Berechnung konnte die Festung Medun kaum noch lange widerstehen. Die schlimme Jahreszeit stand nahe bevor und alle größeren türkischen Armeen waren nach dem serbischen Kriegsschauplatze hingezogen, so daß für Montenegro die Aussicht vorhanden war, das in diesem Jahr Errungene festzuhalten und sich während der Winterruhe für die Ereignisse zu erholen, welche das nächste Frühjahr bringen mußte, für welche Zeit man mit Bestimmtheit auf den Eintritt Rußlands in den Kampf rechnete.

Auch Marco Petrovic war in der Umgebung des Fürsten; der Alte war heiterer als man ihn jemals gesehen. Es war ein großes Stück Arbeit gethan, um die langersehnte Anerkennung der Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erringen, und auch die Verhältnisse, welche ihn persönlich so nahe angingen und ihn so sorgenvoll bewegt hatten, schienen sich freundlich und glücklich lösen zu wollen. Nikola Martinovic hatte in allen Kämpfen des Sommers Wunder der Tapferkeit gethan und war mehrfach der Gegenstand hoher Auszeichnung von Seiten des Fürsten geworden; er hatte sein Leben, welches der alte Marco nur zögernd und mit geheimen Vorwürfen von der Blutrache für seinen erschlagenen Bruder freigegeben, heldenmüthig und rücksichtslos im Dienste des Vaterlandes eingesetzt — aber es schien, als ob

die Kugeln und die Säbel der Türken machtlos von ihm abprallten, denn er hatte auch nicht die leichteste Wunde erhalten, obwohl er stets an der Spitze seiner Soldaten an die gefahrvollsten Orte des wogenden Kampfes gedrungen war. Der alte Marco erblickte darin ein Zeichen, daß die Rachegeister versöhnt seien und daß der Himmel der freundlichen Lösung der blutigen Familienfehde in dem Bunde der beiden jungen Leute seinen Segen geben wolle. Der Alte hatte seine ganze Frische und Lebhaftigkeit wiedergewonnen; er zeigte Nikola eine innige, väterliche Zuneigung und sprach in der letzten Zeit oft davon, daß Nikola's Hochzeit mit Marica unmittelbar stattfinden solle, sobald man nach der Einnahme von Medun in die Winterquartiere gerückt sein werde, und bemerkte es in seiner Freude nicht, daß Nikola bei jeder solchen Bemerkung traurig und schweigend das Haupt senkte, um dann schnell dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Wladimir saß in stilles, wehmüthiges Sinnen verloren auf einem Stein, ein wenig seitwärts von der Gesellschaft des Fürsten; er blickte nach der Festung hinüber über das Lager der Montenegriner hin, und schmerzliche Empfindungen durchwogten seine Brust. Bald sollte dieser Feldzug enden und dann mußte er ja auch wieder, und wohl auf immer, dieses schöne, naturfrische und gastfreie Land verlassen, in welchem er den leuchtenden Stern seines Lebens gefunden hatte, um ihn so schnell wieder hinter düsteren Wolken verschwinden zu sehen. Finster und öde lag sein künftiges

Leben vor ihm, fast schaudernd dachte er an Marpha, die ja doch unschuldig daran war, daß ein unglückliches Verhängniß sie mit ihm zusammengeführt hatte und die vielleicht ebenso entsetzt auch ihrerseits in die Zukunft blickte. Licht und lieblich schwebte Marica's Bild vor ihm, so sehr er sich auch angestrengt hatte, sie zu vergessen und Herr über die immer höher auflodernden Flammen seiner Liebe zu werden. Schmerzlich seufzend blickte er in die Ebene hinab; er achtete nicht der heiteren Gespräche in seiner Nähe und beugte sein Haupt tief zur Erde nieder, als ob er irgend etwas zu seinen Füßen ganz genau betrachten wolle, um die Thräne zu verbergen, welche seine Wimpern benetzte.

Da schallten plötzlich die Hufschläge eines schnell daher trabenden Pferdes auf dem Wege, welcher von Podgoritza her an Funaina vorbei nach dem Lager führte. In Kriegszeiten, vor dem Feinde, erregt jedes unerwartete und ungewöhnliche Geräusch die lebhafteste Aufmerksamkeit, und so fuhren denn auch jetzt bei dem nahenden Pferdegetrappel die sämmtlichen Offiziere und der Fürst selbst von ihren Sitzen auf, um zu sehen, was es dort gäbe.

Man erblickte, begleitet von zwei montenegrinischen Gendarmen, einen Offizier in fremder Uniform, welcher den Hügel heraufsprengte, den der Fürst zu seinem Beobachtungsposten gewählt hatte. In kurzer Entfernung sprang er vom Pferde und blieb einen Augenblick stehen, indem er die sämmtlichen Personen prüfend musterte; sogleich aber schien er den Fürsten, hinter welchem die Uebrigen ehrerbietig

zurücktraten, erkannt zu haben, er näherte sich demselben, grüßte militärisch und zog einen Brief aus seiner Uniform.

„Ich bin ein Offizier vom Stabe des General Tschernajew,“ sagte er, „Lieutenant Feodor Michaelowitsch Blagonow. Der General sendet mich hieher, um Eurer Hoheit diesen Brief zu überbringen, mündlich über unsere Lage Bericht zu erstatten und die Bitte, welche der General an Eure Hoheit stellt, nach Kräften zu unterstützen.“

Der Fürst nahm mit artigem Gruß den Brief und trat einige Schritte seitwärts, um denselben zu lesen.

Während er damit beschäftigt war, begrüßten die Montenegriner den serbischen Offizier, dessen gebräuntes Gesicht mit den tiefliegenden, glänzend schwarzen Augen von einem kurzen, dunklen Bart umrahmt war, mit offener Herzlichkeit, boten ihm ihre Strohflaschen und richteten theilnehmende Fragen an ihn über den Stand der Dinge bei der serbischen Armee, von welcher man nicht viel Freudiges gehört hatte.

Während der Offizier alle diese Fragen mit traurigem Achselzucken und einigen kurzen Worten beantwortete, welche kaum Gutes ahnen ließen, trat Wladimir, welcher bei der Ankunft des Fremden sich ebenfalls von seinem Sitz erhoben und den Abgesandten des General Tschernajew mit immer steigendem Erstaunen betrachtet hatte, als ob er in seiner Erinnerung suche, näher heran und sagte artig grüßend mit zögernder Scheu und etwas unsicherer Stimme:

„Mein Herr Kamerad, wenn mich nicht Alles täuscht, so haben wir uns schon einmal gesehen — aber wie mir

scheint, unter ganz anderen Verhältnissen, welche mich kaum hätten erwarten lassen können, Ihnen hier wieder zu begegnen."

Der serbische Offizier sah Wladimir bei dieser Anrede einen Augenblick starr an, — dann erbleichte er, wie von heftigem Schreck erfaßt, und antwortete nach einigen Sekunden, mühsam seine Fassung wieder gewinnend:

„Auch ich hätte allerdings nicht erwarten können, dem Grafen Wladimir Ossipowitsch hier zu begegnen, in diesem Kostüm statt in der Uniform seines Regiments. Das Schicksal hat wunderbar gewaltet, um es so zu fügen," sagte er traurig, mit einem leichten Anflug von Bitterkeit — „daß Sie hier im montenegrinischen Lager den früheren Musiklehrer im Hause des Fürsten Kudiakow als Offizier des General Tschernajew erblicken. Mich hat auf meinen Weg derselbe Wunsch geführt, welcher ohne Zweifel auch Sie beseelte, Herr Graf, der Wunsch, mein Leben dem Kampfe für eine edle und heilige Sache zu weihen. Wenn ich auch," fügte er mit schmerzlichem Tone hinzu, „ein solches Opfer von Ihrer Seite weniger begreife, da Ihnen das Schicksal Alles bot, was das irdische Dasein beglücken und verschönen kann, während ich nur ein ödes, einsames, armes Leben einzusetzen hatte."

Wladimir betrachtete den jungen Mann, der in seiner Uniform und seiner kräftig sichern militärischen Haltung so ganz anders als früher und so viel schöner erschien, mit Blicken voll freundlicher, schmerzlicher Theilnahme.

„Gleichviel," rief er — „seien Sie mir von Herzen

willkommen. Wir sind Waffenbrüder und Alle, die in den Reihen der Kämpfer für die Freiheit unserer Glaubens- und Stammesbrüder stehen, müssen auch unter einander Freunde und Brüder sein."

Er schüttelte Blagonow kräftig die Hand, umarmte ihn dann und küßte ihn auf beide Wangen. Blagonow machte in fast ängstlicher Befangenheit eine Bewegung, als ob er sich dieser zärtlichen Begrüßung entziehen wolle.

Der Fürst hatte inzwischen den ihm überbrachten Brief gelesen und trat mit ungemein ernster Miene wieder zu den Uebrigen.

„Mein Herr," sagte er zu Blagonow gewendet, „Sie werden von dem Inhalte der Mittheilungen des General Tschernajew unterrichtet sein und es natürlich finden, daß ich mit meinen Freunden hier darüber spreche und deren Rath einhole."

Alle traten näher heran und bildeten einen Kreis um den Fürsten.

„Der General Tschernajew," sagte dieser, „schreibt mir, daß nach den verschiedenen Unglücksfällen, welche die serbische Armee getroffen — deren Ursache zu erörtern jetzt keine Zeit sei, er sich in einer hochgefährlichen und fast verzweiflungsvollen Lage befinde. Die Positionen, welche er bei Alexinaz eingenommen, seien der von allen Seiten heranziehenden türkischen Uebermacht gegenüber kaum lange Zeit zu halten, und wenn er aus diesen Positionen zurückgeworfen werde, so sei jeder fernere Widerstand unmöglich und das ganze

serbische Land stehe der furchtbarsten Verwüstung durch die türkischen Horden offen. Zwar sei von England versucht, einen Waffenstillstand zu vermitteln, doch sei diese Vermittlung bisher ohne Erfolg geblieben, und Abdul Kerim Pascha, der zunächst gegen Alexinaz herandränge, habe erklärt, daß er sich auf keine Verhandlungen einlassen werde, bevor die serbische Armee nicht vernichtet sei. Rettung sei nur möglich, wenn wir von hier aus eine Diversion in den Rücken der türkischen Stellungen machten und dadurch die Türken nöthigten, einen Theil ihrer Streitkräfte von Alexinaz abzuwenden. — Es versteht sich von selbst," fuhr er zu Blagonow gewendet fort, „daß ich bereit bin, für die serbische Armee, die ja mit uns für die gleiche Sache kämpft und unsere brüderlichsten Sympathieen besitzt, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, wenn ihr dadurch geholfen werden kann. Allein schon der Beginn dieses Feldzuges hat uns gezeigt, wie schwierig und verhängnißvoll es für uns ist, uns zu weit von den Grenzen unseres Landes zu entfernen, wenn wir nicht mit Sicherheit auf entschiedenes militärisches Entgegenkommen unserer Verbündeten rechnen können. Jetzt gegen Alexinaz hin in das feindliche Gebiet vorzudringen, scheint mir unmöglich zu sein; wir sind zu schwach, um uns in ungedeckten Stellungen und inmitten einer feindlichen Bevölkerung der türkischen Uebermacht entgegenstellen zu können; wir würden der serbischen Armee in ihrer Bedrängniß keine wirksame Hülfe bringen können, uns selbst der Vernichtung aussetzen und unser Land ohne Ver=

theidigung lassen. Dieß ist meine Meinung, mit der ich keinen Augenblick zurückhalten will; ich bitte indeß meine Truppenkommandeure, die hier anwesend sind, mir ihre Meinung zu sagen und Vorschläge zu machen, ob und was geschehen könne, um unseren Verbündeten Hülfe zu bringen."

„Nichts, gar nichts können wir thun," rief Marco Petrovic lebhaft, während die Uebrigen alle in finsterem Schweigen zu Boden blickten — „wir haben im Anfange des Feldzuges mit den Armeen in der Herzegowina und in Serbien zusammenwirken wollen auf die Gefahr hin, daß die Türken von Süden her in die schwarzen Berge eindrangen. Man hat uns dort allein gelassen, man hat es gelitten, daß die türkische Uebermacht sich gegen uns konzentrirte, und wir haben es wahrlich nicht unseren Verbündeten, sondern nur uns selbst zu danken, daß wir uns siegreich wieder zurückgeschlagen haben. Sollen wir jetzt, wo die schlechte Jahreszeit herannaht, durch einen tollkühnen Marsch in feindliches Gebiet hinein Alles, was mit dem Blute unserer Brüder errungen ist, in Frage stellen und preisgeben, um für eine Zeitlang dem General Tschernajew Erleichterung zu bringen, denn lange würden wir doch nicht vor der türkischen Uebermacht bestehen können? Wir Alle sind bereit, jeden Augenblick unser Leben zu opfern, aber zuerst für unser Vaterland, und ich, erhabener Herr, werde niemals dafür stimmen können, einen abenteuerlichen Zug zu machen, von welchem ich wohl Verderben für uns, aber keine Hülfe für die Serben voraussehe."

Der Fürst blickte fragend im Kreise umher. Alle Anwesenden stimmten mit kurzen, bestimmten Worten dem alten Marco zu.

Traurig neigte Blagonow den Kopf.

Wladimir aber rief:

„So soll denn die serbische Armee, die doch auch unseres Stammes ist und für unsere Sache kämpft, hülflos zu Grunde gehen? Warum hat man der Vermittlung dieser tückischen, doppelzüngigen Engländer getraut, die immer mit den Türken gemeinschaftliches Spiel treiben? Wohl sehe ich ein, daß von hier aus den Bedrängten keine Hülfe gebracht werden kann — es gibt nur eine Stelle, von der die Rettung kommen kann, und diese Stelle ist bei Seiner Majestät dem Kaiser. Vielleicht wäre es möglich," sagte er mit einem fragenden Blick auf den Fürsten, „wenn Eure Hoheit, zu deren Verfügung ich stehe, mich nach Livadia, wo Seine Majestät residirt, senden würden, um dort die Lage der Dinge darzustellen und den rettenden Machtspruch zu erbitten, der allein die Türken noch in ihrem Siegeslaufe aufhalten kann — wenn der Lieutenant Feodor Michaelowitsch mich dorthin begleiten würde, um als Augenzeuge dem Kaiser zu sagen, wie es um die serbische Armee steht."

„Ja," sagte Marco Petrovic, „das ist ein guter Gedanke, das scheint auch mir der einzige Weg zu sein, der zur Rettung eingeschlagen werden kann."

„Ich nach Livadia — zum Kaiser?" sagte Blagonow erschrocken — „wie könnte ich das wagen — ein Unbekannter —"

„Ich übernehme es, Sie einzuführen," rief Wladimir, „wenn Seine Hoheit die Gnade haben will, uns zu entsenden."

Der Fürst stand nachdenklich da.

Ehe er antworten konnte, hörte man plötzlich das Knattern von Kleingewehrfeuer und lautes Geschrei vom Thale her.

Alle eilten an den Rand des Hügels und spähten hinab, im ganzen Lager wurde es lebendig, alle Mannschaften traten unter die Gewehre, überall hörte man Kommandoworte und Signalhörner.

„Dort," rief Wladimir — „dort — dort sind sie im Gefecht!"

Er deutete auf ein links von der Festung an den Abhängen der Berge von Kutschi sich hinziehendes Gehölz, aus welchem weißer Pulverdampf hervordrang.

„Das ist die Streifpatrouille von Nikola Martinovic, er ist nach jener Richtung hin marschirt und muß auf den Feind gestoßen sein."

„Sie müssen auf der andern Seite einen Ausfall aus der Festung gemacht haben," sagte der Fürst, eifrig durch sein Glas blickend, „um sich in die Berge durchzuschlagen. Wenn die ganze Besatzung dort ist, so kann Nikola Martinovic mit seiner Patrouille nicht widerstehen; es sollen schnell alle Bataillone aufbrechen, um ihm Hülfe zu bringen, es wäre eine Schande für uns, wenn die türkische Besatzung entkäme, ohne die Waffen zu strecken."

Die Führer eilten davon, um ihre Truppen zu ordnen und in die Ebene hinab zu führen.

Inzwischen wurde das Feuer lebhafter, und immer dichter drang der weiße Pulverdampf aus dem Gehölz hervor, deutlich hörte man das wilde Allahrufen der Türken.

„Um Gottes willen," rief der Fürst, „sie werden von der Uebermacht erdrückt werden — schnell, schnell," befahl er seinem Adjutanten, „eilen Sie zum Lager, man soll keine Sekunde Zeit verlieren, um dem braven Nikola Beistand zu bringen!"

Der Adjutant eilte davon — schon sah man einzelne Bataillone aus dem Lager hervorrücken und im Sturmschritt nach der ziemlich entlegenen Stelle des Gefechts hinmarschiren.

Immer heftiger wurde das Feuer, immer lauter klang das wilde Geheul der Türken herüber.

„Es ist unmöglich, zu warten," rief Wladimir — „der arme Nikola, er würde nicht müßig stehen, wenn Andere in Gefahr sind. Ich muß zu ihm — ein Mann ist immer etwas, bis die Anderen herankommen." Er nahm das Pferd des einen der Gendarmen, welche Blagonow geleitet hatten, sprang in den Sattel und jagte, seinen Yatagan schwingend, über das Feld hin nach der Stelle des Gefechts.

„Eure Hoheit wollen mir erlauben, dem Grafen zu folgen," sagte Blagonow — „ein serbischer Offizier darf nicht unthätig bleiben, wo man gegen den gemeinsamen Feind kämpft." Und ohne die Antwort des Fürsten abzuwarten, schwang er sich in den Sattel und folgte Wladimir, an den aufmarschirenden Bataillonen vorbeijagend.

Wladimir hatte das Gehölz erreicht, aus welchem der Pulverdampf hervordrang; er sprang vom Pferde und drang zu Fuß, den Yatagan in der Hand, durch das Gestrüpp, der Richtung folgend, von welcher das Kampfgeschrei immer wüthender ertönte. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich das Gebüsch wieder, und inmitten einer Lichtung, welche seitwärts nach den Bergschluchten von Trjepschi sich öffnete, stand die kleine, von Nikola Martinovic geführte Schaar dicht geschlossen, dem Angriff einer hundertfach überlegenen türkischen Truppenmacht gegenüber.

Die Besatzung der Festung hatte in der That, da sie mit ihrem Proviant zu Ende war und sich nicht länger halten konnte, den Platz aus einem rückwärts liegenden Thore verlassen und den Versuch gemacht, sich in die Berge zurückzuziehen, um vor den tiefverhaßten Montenegrinern nicht die Waffen strecken zu müssen. Auf diesem Zuge der in die Berge führenden Lichtung folgend, waren die Türken auf Nikola Martinovic gestoßen, welcher mit seiner Kompagnie hier patrouillirte. Sie hatten gehofft, diese kleine Truppe beim ersten Anlauf niederzuwerfen und sich, ehe die übrige montenegrinische Armee alarmirt und zur Stelle gebracht werden würde, in die schützenden Bergschluchten zu retten.

Nikola aber hatte seine Leute in der Mitte der Lichtung aufgestellt und auf die herandrängenden Türken ein so wohlgezieltes, regelmäßiges, mörderisches Feuer unterhalten, daß die türkische Macht zum Stehen gebracht war und noch keinen Fuß breit Boden gewonnen hatte.

Die Montenegriner standen in zwei Gliedern wie eine eherne Mauer und keiner ihrer Schüsse wurde vergebens abgegeben. Viele von ihnen lagen bereits in ihrem Blute am Boden, aber immer schlossen sich die Reihen wieder und selbst die Verwundeten, welche noch die Kraft hatten, ihre Arme zu gebrauchen, feuerten weiter, so lange sie noch zu athmen vermochten und so lange ihre brechenden Blicke den Feind noch erkennen konnten.

Die Wuth der Türken über den Widerstand dieses kleinen Häufleins wuchs mit jedem Augenblick. Der Kommandant war vom Pferde gestiegen, er befahl, das Schießen einzustellen und mit gefälltem Bajonnet gegen die Montenegriner vorzugehen, um sie, es koste was es wolle, zu vernichten, denn die Rettung der Türken hing davon ab, sich um jeden Preis schnell den Weg in die Berge frei zu machen, und schon war so viel Zeit verstrichen, daß man jeden Augenblick das Heranrücken der montenegrinischen Armee erwarten mußte.

Mit wildem Allahgeschrei drangen die Türken vor — in wenigen Augenblicken bildete sich ein Leichenhaufen vor der Front der montenegrinischen Kompagnie, welche unermüdlich und kaltblütig ihre sicher treffenden Kugeln den Feinden entgegensandte. Aber mit wilder Todesverachtung stürmten die türkischen Soldaten über die blutigen, zuckenden Leichen ihrer Vordermänner weiter, und schon waren einzelne der Montenegriner aus dem ersten Gliede von den türkischen Bajonnetten durchbohrt zu Boden gesunken, der Bairaktar, welcher die Standarte trug, die nach monte=

negrinischer Kriegssitte jede Kompagnie stets bei sich führt, war mitten in die Brust getroffen niedergesunken. Wie der Blitz war Nikola Martinovic neben ihm, ergriff die Standarte, schwang sie hoch empor und rief mit lauttönender Stimme seiner schon auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Mannschaft zu, fest zu stehen und auszuhalten, denn schon hörte man näher und näher die Rufe der zur Hülfe heranrückenden Bataillone.

Unbeweglich standen die Montenegriner. Da drangen die vordersten Türken mit lautem Wuthgeheul auf Nikola ein, fünf bis sechs Bajonnetspitzen richteten sich gegen seine Brust; er ließ die Klinge seines Yatagans im Kreise umherschwirren, schlug die feindlichen Eisenspitzen zurück und spaltete einem der herandrängenden Türken den Kopf, die anderen wichen einen Augenblick zurück.

Da drang, während Nikola sich zur Abwehr eines neuen Angriffs rüstete und die Montenegriner sich immer enger zusammenzogen, der türkische Kommandant seitwärts auf Nikola ein und erhob seinen Yatagan über dessen Kopf — in diesem Augenblick aber war Wladimir herangekommen, mit einem Sprunge war er neben Nikola, er fing mit der Klinge seines Yatagans den drohenden Hieb auf und führte dann in schneller Wendung einen so wuchtigen Hieb auf den Arm des Türken, daß dieser seine Waffe mit einem Schrei des Schmerzes und der Wuth zur Erde fallen ließ und einen Augenblick rückwärts taumelte.

„Dank — Dank, Wladimir Ossipowitsch!“ rief Nikola

— „das war Hülfe zur rechten Zeit — Gott segne Dich. Wir haben das Unsere gethan und den Feinden den Weg verlegt, jetzt gehören sie uns, sie können nicht mehr entrinnen.“

Ganz nahe schon hinter dem Gehölz hörte man die Rufe der montenegrinischen Bataillone.

Es schien in der That, als ob die Türken es aufgegeben hätten, den eisernen Widerstand dieser Handvoll Leute, die sich ihrem Marsch entgegenstellten, zu brechen; sie zögerten, einen neuen Angriff zu wagen — da aber rief der Kommandant, dessen rechter Arm schlaff herabhing, ihnen drohende, weithin schallende Worte zu, zugleich riß er mit seiner linken Hand eine Pistole aus dem Gürtel und erhob sie in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten gegen Nikola — der Schuß krachte — mit einem schmerzlichen Aufschrei sank Nikola zu Boden.

Mit lautem Allahgeschrei drangen die Türken von Neuem vor, die kleine Schaar der Montenegriner wurde von allen Seiten umschwärmt.

„Die Fahne!“ rief Nikola, sich halb aufrichtend, das mit ihm zu Boden gesunkene Feldzeichen mit seiner Hand erhebend.

Wladimir ergriff die Standarte, und vor den wieder zu Boden sinkenden Nikola hintretend, wehrte er mit pfeilschnellen Hieben seines Yatagans die andringenden Türken ab, indem er zugleich mit der Linken den Schaft der Fahne als Waffe gebrauchte und mit der eisenbeschlagenen Spitze desselben mächtige Stöße führte. Aber bald erlahmte seine

Kraft; schon hatten einige der Türken den Fahnenstock ergriffen und versuchten das Feldzeichen an sich zu reißen — kaum vermochte sich Wladimir noch der von allen Seiten herandrängenden Feinde zu erwehren — im nächsten Augenblick mußte er überwältigt sein und die Fahne, an welcher die Montenegriner mit abergläubischer Verehrung hängen, den Feinden überlassen. Keiner der Montenegriner vermochte ihm Hülfe zu bringen, denn jeder Einzelne hatte sich gegen eine überlegene Anzahl von Türken zu vertheidigen, denen es endlich gelungen war, in die festgeschlossenen Glieder zu dringen, um im Einzelkampfe ihre Gegner zu vernichten.

Da, als er, von Verzweiflung erfaßt, sich vergeblich nach Hülfe umsah, stand plötzlich Blagonow neben ihm; mit dem lauten Rufe: „Gott und Sankt Georg!" hieb er mit der scharfen blitzenden Klinge seines Säbels auf die Arme und Hände der um die Fahne ringenden Türken ein — dieselben wichen zurück und im nächsten Augenblick flatterte das Feldzeichen wieder hoch in der Luft, während Blagonow, vor den ermatteten Wladimir hintretend, bald hier, bald dort einen der herandrängenden Türken niederschlug.

Dieß Alles war das Werk weniger Sekunden gewesen.

Noch einmal stockte der Kampf. Die Montenegriner rafften ihre letzte Kraft zusammen, als sie ihre Fahne gerettet sahen; aber lange hätte die kleine Schaar der ungeheuren Uebermacht nicht mehr widerstehen können, wenn nicht jetzt durch das Buschwerk her Marco Petrovic mit

seinem Bataillon, von lautem Jubelruf der Bedrängten begrüßt, erschienen wäre. Die Türken zogen sich zurück, die Glieder formten sich und es begann ein hartnäckiger Kampf, in welchem, als immer neue montenegrinische Truppen in der Lichtung erschienen, die Türken unter verzweifelter Gegenwehr Schritt für Schritt nach der Festung hin zurückgedrängt wurden.

Wladimir beugte sich zu Nikola Martinovic hinab, dessen gestickter Djamadan mit Blut überströmt war und dessen schmerzlich verzogenes Gesicht tödtliche Blässe bedeckte.

„Wie geht es, Nikola?“ fragte er — „nicht wahr, es ist nichts, — eine leichte Wunde, die bald geheilt sein wird?“

Nikola schüttelte traurig den Kopf.

„Ich fürchte, es ist schlimm,“ sagte er mit matter Stimme — „meine Kräfte schwinden, ich kann mich nicht mehr erheben und muß es,“ fügte er, grimmig die Zähne zusammenpressend, hinzu, „den Anderen überlassen, die verdammten Ungläubigen in ihr Nest zurück zu jagen.“

Sein Kopf sank matt zurück und er schloß mit einem schmerzlichen Seufzer die Augen.

Wladimir befahl einigen montenegrinischen Soldaten, den Verwundeten auf einer schnell von Baumzweigen bereiteten Bahre nach dem Lager zurückzutragen; dann stürmte er mit dem nächsten heranrückenden montenegrinischen Bataillon vorwärts gegen den immer weiter nach Medun zurückweichenden Feind.

Das Thor der Festung öffnete sich, um die türkischen Truppen einzulassen. Unmittelbar vor dem Thore entspann sich ein hartnäckiger, erbitterter Kampf; die Montenegriner versuchten mit den weichenden Türken in die Veste zu dringen, aber im letzten Augenblick fielen von der nächsten Bastion einige Kartätschenschüsse in ihre Reihen, deren verheerende Wirkung sie einige Augenblicke zum Stehen brachte. Im nächsten Augenblick rasselten die Ketten, die Zugbrücke flog empor und die Montenegriner waren gezwungen, sich vor dem immer heftiger auf sie eröffneten Geschützfeuer zurückzuziehen.

Der Ausfall war zurückgeworfen, die Besatzung war wieder in die Festung gedrängt, aber es war unmöglich, dieselbe in stürmendem Anlauf zu nehmen, und die montenegrinischen Bataillone zogen sich nach dem waldigen Terrain in der Mitte des Lagers zurück.

Der Fürst war ebenfalls herabgekommen und hatte während der letzten Kämpfe unter den ersten Reihen seiner Truppen im Feuer gestanden, kalt und ruhig seine Befehle ertheilend. Wladimir und Blagonow hatten sich ihm, als er nach dem Lager zurückkehrte, wieder angeschlossen, und der Fürst rief die wenigen Ueberlebenden von Nikola's Kompagnie heran und sprach ihnen in warmen Worten den Dank des Vaterlandes für ihre heldenmüthige Tapferkeit aus.

„Er hat die Fahne gerettet," riefen die Männer einstimmig, auf Wladimir deutend, „er und der Fremde dort. Wir haben unser Leben eingesetzt, wie es unsere Pflicht war

— aber Jene haben das Heiligthum unserer Ehre den Türken entrissen."

Tief bewegt umarmte der Fürst die beiden jungen Leute, und die Montenegriner drängten sich heran, um ihnen die Hände zu drücken.

„Ich fürchte," sagte Wladimir leise und traurig, „daß wir unsern Sieg mit kostbaren Opfern erkauft haben — Nikola Martinovic ist schwer verwundet."

„Nikola Martinovic?" rief der alte Marco, welcher eben herangekommen war — „wo ist er, wo ist er? O mein Gott, sollte dennoch jetzt noch, da ich Alles so glücklich beendet glaubte, das Verhängniß ihn erreicht haben?"

Zitternd vor Erregung blickte der Alte unruhig suchend umher.

„Er ist nach dem Lager zurückgetragen," erwiederte Wladimir — „vielleicht ist es nichts, der Blutverlust mag ihn erschöpft haben."

„Schnell, schnell," rief Marco Petrovic, „hin zu ihm!"

Und so schnell, daß Wladimir ihm kaum folgen konnte, eilte der Greis über die Ebene dem Lager zu.

Auf der Anhöhe, von welcher der Fürst vorher das Feld und die Festung beobachtet hatte, erblickten sie eine Gruppe von Frauen und Dienern. Nikola hatte hier die Schmerzen, welche ihm der Transport auf der Tragbahre von flüchtig zusammengefügten Zweigen verursachte, nicht länger ertragen können und befohlen, ihn niederzulegen. Man hatte von dem Hospital her eine Matratze und Decken gebracht, und

Nikola ruhte nun weich, schwerathmend, mit geschlossenen Augen auf diesem improvisirten Lager. Marica kniete, von mehreren Frauen umgeben, neben ihm; ihre schmerzlich starren Blicke ruhten auf dem Gesicht des Verwundeten. Sie hielt Leinenbänder und Charpie in den Händen. Doktor Frilley, der Leibarzt des Fürsten, saß an der andern Seite des Verwundeten. Nikola's Djamadan war geöffnet und der Arzt war beschäftigt, die in der Mitte der Brust befindliche Wunde zu untersuchen.

„Nikola — Nikola," rief der alte Marco heranstürmend — „was ist es mit ihm — nicht wahr, es hat nichts zu bedeuten, es ist keine Gefahr da?"

Doktor Frilley blickte ernst und trübe zu dem Alten auf, winkte ihm mit der Hand zu schweigen und fuhr dann fort, leise und vorsichtig seine Sonde in die Wunde zu senken. In angstvoller Erwartung standen Marco und Wladimir neben dem Lager. Nach einigen Augenblicken zuckte Nikola schmerzlich zusammen — ein Zittern flog durch seinen ganzen Körper — langsam schlug er die Augen auf, welche wundersam aus dem bleichen Gesicht hervorleuchteten.

Doktor Frilley zog seine Sonde zurück, nahm aus Marica's Händen eine Kompresse, die er mit Wasser befeuchtete und auf die Wunde drückte; dann faßte er die Hand des Verwundeten, um den Puls zu fühlen, und blickte mit schmerzlichem Kopfschütteln zu Marco Petrovic auf.

Nikola bedurfte einige Zeit, bevor sein Blick die ihn Umgebenden erfassen konnte. Seine Züge verklärten sich,

als er Marica neben seinem Lager erblickte; mit sichtbarer Kraftanstrengung erhob er die Hand, um sie dem jungen Mädchen zu reichen, das, unfähig, ihre Thränen zurückzuhalten, den Kopf auf die Brust sinken ließ.

„Es ist aus, Marco Petrovic," sagte er dann mit matter Stimme, indem er seine großen, fieberglänzenden Augen zu dem Alten aufschlug — „es ist aus. Aber Du weißt es, ihr Alle habt es gesehen, daß ich meine Pflicht gethan, daß ich würdig war, Dein Sohn zu sein, daß ich freudig mein Leben dem Vaterlande gegeben habe."

„Ich weiß es," rief Marco Petrovic, indem eine Thräne in seinen grauen Bart rann — „ich weiß es, Nikola, aber Du wirst nicht sterben, Gott wird sich erbarmen."

„Ich werde sterben," erwiederte Nikola mit ruhigem, sanftem Lächeln — „und vielleicht," fügte er ganz leise hinzu, „ist es besser, vielleicht ist mein Tod ein Glück für mich und für Die, welche ich liebe."

Marica schluchzte leise.

„O, mein Bruder," rief der alte Marco, indem er mit einem vorwurfsvollen Blick die Augen zum Himmel aufschlug — „so hat Dein blutiger Schatten dennoch nicht verzeihen können — so hast Du dennoch dieß edle Leben gefordert, für das ich gern mein eigenes gegeben hätte?"

„Nein, Marco, nein," sagte Nikola, „nicht die Rachegeister haben mein Leben gefordert — dort, wo Dein Bruder jetzt weilt, ist nur Liebe und Vergebung — das Vaterland hat mein Leben genommen. Ich danke Gott, daß er mich

dieses Opfers gewürdigt hat, und mein vergossenes Blut mag Segen bringen über Dich und Dein Haus."

Er schloß einen Augenblick, wie erschöpft, die Augen. Der Fürst war mit seiner Umgebung herangekommen und trat an das Lager; sein fragender Blick traf den Arzt.

Dieser schüttelte traurig den Kopf.

„Nikola Martinovic," sagte der Fürst tief bewegt, „Du hast ein Beispiel gegeben, das leuchtend fortleben wird in dem Volk der schwarzen Berge. Ich bitte Gott, daß er Dein Leben erhalten möge. Nimm den Dank des Vaterlandes von meiner Hand."

Er löste das Kreuz des Danilo-Ordens von seinem Djamadan und legte es auf die bloße Brust des Verwundeten.

Nikola hatte bei dem Klange der Stimme des Fürsten die Augen wieder aufgeschlagen.

„Dank, erhabener Herr — Dank — o wie schön ist es, so zu sterben!"

Er nahm mit seiner zitternden Hand das Ordenszeichen von seiner Brust und berührte es mit den Lippen.

„Nun höre mich, Marco Petrovic, denn ich fühle, daß meine Kraft schwindet — höre mich, ich will Dir meinen letzten Willen, meine letzte Bitte kund thun und ich weiß, daß Dir das Wort eines sterbenden Freundes, den Du würdigen wolltest, Dein Sohn zu sein, heilig sein wird."

„Heilig," rief der alte Marco mit thränenschwerer Stimme, „heilig wie ein Gebot Gottes! Was Du auch

verlangen magst, Nikola, ich werde mein altes, gebrochenes, werthloses Leben daran setzen, um es zu erfüllen."

Nikola faßte Marica's Hand und sagte:

„Du hast mir Deine Tochter zugesagt, Marco Petrovic, und nach Deinem Wort ist sie mein vor Gott und den Menschen. Nun denn, so habe ich das Recht, über dieses kostbare Gut, welches Du meinem Leben schenken wolltest, zu verfügen im Angesicht des Todes und ich bitte Dich, wenn Du willst, daß ich ruhig und glücklich sterben soll, mir zu versprechen, daß der Graf Wladimir Ossipowitsch der Erbe des herrlichsten und höchsten Besitzes sein soll, den Du mir schenken wolltest — versprich mir, Wladimir's und Marica's Hände zum heiligen Bunde für das Leben in einander zu legen, wie ich sie jetzt zusammenfüge im Angesicht des Himmels, den Gott mir in seiner Gnade und Barmherzigkeit öffnen wird."

Marica wurde bleich wie der Tod — laut weinend sank sie in sich zusammen. Nikola winkte Wladimir; schwankenden Schrittes trat dieser heran und ließ sich vor dem Lager auf das Knie nieder.

Der Verwundete legte die Hände der beiden jungen Leute in einander und sagte, mit bittendem Blick zu Marco aufschauend:

„Nicht wahr, Du versprichst, meine letzte Bitte zu erfüllen?"

„Wie ist das möglich?" rief Marco — „wie kann das sein? — ich begreife es nicht."

„Du wirst es begreifen," sagte Nikola mit einem unendlich wehmüthigen, aber doch glücklichen Ausdruck — „ihre Herzen hatten sich längst gefunden, wie sich jetzt ihre Hände finden sollen, und wenn ich im Leben zwischen ihnen stand, so werden sie im Tode meiner in Segen und Liebe gedenken."

Finster, fast drohend, blickte der alte Marco auf seine Tochter; Blagonow stand zitternd seitwärts, er schien in starrem Erstaunen nicht begreifen zu können, was er hörte.

„Versprich mir, meine Bitte zu erfüllen, Marco," sagte Nikola dringend, „und Du, Wladimir Ossipowitsch, gelobe mir, Marica glücklich zu machen und sie zu lieben, wie ich sie geliebt habe."

„Ich gelobe es!" rief Wladimir, indem er Nikola's Hand mit seinen Lippen berührte.

Der Fürst trat zu Marco Petrovic heran.

„Gott," sagte er zu ihm, „der die Geheimnisse der Menschen kennt, weiß allein, was zwischen jenen Dreien vorgegangen — Du aber darfst Nikola's Bitte nicht verweigern, er hat das Recht, zu verlangen, daß Alles sich seinem Willen beuge."

Der alte Marco trat zu dem Verwundeten heran, machte das Zeichen des Kreuzes über Wladimir's und Marica's vereinten Händen und sagte mit dumpfem Tone:

„Ich gelobe, zu thun, was Du verlangst, Nikola; aber noch hoffe ich, daß Gott Dein Leben erhalten werde."

Lautes Freudengeschrei ertönte aus der Ebene und rings von den Höhen, auf welchen das Lager stand.

„Dort, dort," rief der Adjutant des Fürsten — „sehen Sie dort, Hoheit, auf der Festung steigt die weiße Fahne empor. Der Ausfall ist mißlungen, — sie können sich nicht mehr halten, — sie wollen kapituliren."

Abermals brausten laute Jubelrufe von allen Seiten her durch die Lüfte.

Nikola richtete sich mit gewaltiger Kraftanstrengung halb auf, seine großen, glänzenden Augen blickten hinüber nach der Festung, über welcher in der That eine weiße Fahne in der reinen Herbstluft wehte. Sein Gesicht war von wunderbarer Verklärung erleuchtet. — „O wie schön — wie schön ist der Tod, wenn der Sieg des Vaterlandes der Preis des Lebens ist! Hoch lebe der Fürst der schwarzen Berge — hoch lebe mein Vaterland und sein edles, tapferes, frommes Volk!"

Voll und kräftig klang sein Ruf weit hinaus — noch einen Augenblick schauten seine groß geöffneten Augen strahlend nach dem Siegeszeichen auf den Wällen der Festung hin — dann trübten sich seine Blicke — sein Haupt sank zurück — wie ein leiser Hauch klang es von seinen Lippen:

„Wladimir — Marica — seid glücklich!"

„Ruft einen Priester," rief der Fürst, „schnell!"

„Es ist zu spät," sagte Doktor Frilley, indem er seine Hand auf das Herz Nikola's legte — „er ist heimgegangen und seine edle, treue Seele wird auch so zu Gott aufsteigen, dessen Geboten er im Leben und im Tode gehorsam war."

Der Fürst nahm die Kapa ab und kniete nieder, die

Hände zu stillem Gebet faltend. Alle Umstehenden folgten seinem Beispiel, und tiefe Stille herrschte auf dem Hügel um die Leiche des Entschlafenen, dessen freundlich lächelndes Gesicht die Ruhe seligen Friedens zeigte, während ringsumher immer lauter der Siegesjubel der montenegrinischen Armee zum Himmel emporstieg, das herrlichste Geleit für die Seele des entschlafenen Helden.

Der alte Marco stand auf; er gab sich keine Mühe, die Thränen zu verbergen, welche in seinen grauen Bart hinein rannen.

„Gehe in Dein Zelt, Marica,“ sagte er, das weinende Mädchen emporhebend, „an uns ist es, ihm die letzte Ehre zu erweisen — ich habe mein Wort gegeben und werde es halten, wenn ihr es verlangt, aber jetzt gebührt Ruhe und Stille seinem Andenken.“

Er drückte Wladimir stumm die Hand und wendete sich ab, um Nikola's Leiche zu begleiten, welche der Fürst nach seinem Hauptquartier zu bringen befahl.

Alles Andere trat in den nächsten Stunden vor dem Dienst zurück. Die Thore der Festung öffneten sich, der Kommandant von Medun, bleich und finster, den verwundeten Arm in der Binde, kam nach dem Lager gefahren und erklärte dem Fürsten, daß er gezwungen sei, die Waffen zu strecken. Er wurde ehrenvoll aufgenommen, man stellte die Bedingungen fest, und noch an demselben Abend besetzten die Montenegriner Medun, während man die türkischen Soldaten, nach Ablieferung der Waffen, frei entließ, um

sie nicht als Kriegsgefangene in das Innere des Landes aufzunehmen.

Wladimir, ganz betäubt von den wunderbaren Fügungen der letzten Stunden, kehrte in sein Quartier zurück, um sich nach der schweren Erschütterung zu sammeln und seine Ruhe wieder zu gewinnen. Er hatte Blagonow eingeladen, bei ihm zu wohnen, und dieser folgte ihm und nahm seinen Arm.

„Und Marpha?" — fragte er, sich zu Wladimir's Ohr neigend, während Beide mit einander nach dem Hauptquartier hinschritten.

Wladimir sah ihn groß an — ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen.

„Marpha?" fragte er — „was habe ich mit ihr gemein? Das Band, das mich mit ihr verbinden sollte, hat der Himmel nicht geknüpft und niemals hätte es Segen bringen können, sie wird glücklich sein, wenn sie ihre Freiheit wieder erhält."

„O mein Gott," rief Blagonow — „könnte es möglich sein — nein, nein, es ist unmöglich — dennoch unmöglich!" fügte er dumpf und schmerzlich hinzu.

„Was könnte sein — was ist unmöglich?" fragte Wladimir, betroffen durch den Ton dieser Worte.

Schweigend, die Blicke zu Boden gesenkt, ging Blagonow neben ihm her.

„Sprechen Sie, sprechen Sie," rief Wladimir, in dessen Blicken plötzliches Verständniß aufzublitzen schien — „sprechen

Sie, nach dem, was wir heute erlebt, ist nichts unmöglich — wir sind Waffenbrüder, Sie haben mein Leben gerettet, haben Sie Vertrauen zu mir, es gibt nichts in der Welt, wobei Sie nicht auf meinen brüderlichen Beistand zählen könnten."

Sie hatten Wladimir's Wohnung erreicht. Lange blieben sie bei einander in dem verschlossenen Zimmer, und als sie wieder heraustraten, um Arm in Arm nach dem Lager, wo der Fürst die Führer versammelt hatte, hinzugehen, leuchtete freudige Hoffnung von Blagonow's Gesicht.

Die zunächst nöthigen militärischen Maßregeln waren beschlossen.

„Wir dürfen in unserer Freude über den Sieg, den uns Gott gegeben, die bedrängten Brüder nicht vergessen," sagte der Fürst. „Graf Wladimir Ossipowitsch, ich bitte Sie, sogleich von hier nach Livadia zu Ihrem Kaiser zu gehen. Ich werde Ihnen einen Brief an Seine Majestät mitgeben; der Lieutenant Feodor Michaelowitsch soll Sie begleiten. Thun Sie Alles, was Sie vermögen, um von Seiner Majestät ein Machtwort zur Rettung der serbischen Armee zu erlangen."

Wladimir bereitete seine Abreise vor.

Am nächsten Morgen wurde Nikola Martinovic mit allen militärischen Ehren zur Erde bestattet. Der Fürst führte die Ueberlebenden der tapferen Kompagnie, er trug selbst ihre Fahne in seiner Hand und senkte sie über den mit Eichenkränzen geschmückten Sarg. Marica kniete am Sarge

und warf nach dem Fürsten die erste Handvoll Erde hinab, welche Nikola's irdische Hülle mit dem Staube wieder verbinden sollte, aus dem sie gebildet war.

Als die Salven dem Todten den letzten militärischen Ehrengruß gegeben hatten, umarmte Wladimir Marica, indem er ihr nur das Wort zuflüsterte: „Auf Wiedersehen!" Dann schüttelte er Marco Petrovic stumm die Hand, verabschiedete sich von dem Fürsten und eine Stunde später ritt er mit Blagonow, von einigen Dienern und Gendarmen begleitet, auf der Straße nach Podgoritza hin, um sich auf dem kürzesten Wege nach Cattaro zu begeben und von dort über das österreichische Gebiet die Reise nach Livadia anzutreten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

An der Küste der Krim zwischen Jalta und Alupka liegt die kaiserliche Residenz Livadia, — ein von dem Grafen Potocki gebautes Schloß, in italienischem Styl errichtet, ein wenig nur erweitert und ausgebaut. Es ist nur eine große Galerie, welche als Speisesaal dient, und eine griechische Kapelle hinzugefügt worden, und das Schloß selbst mit seinem flachen Dach, seinen breiten Balkonen, auf welche große Fenster hinausführen, gleicht vielleicht mehr einem privaten Sommersitz als einer kaiserlichen Residenz, wenn auch, trotz der scheinbaren Einfachheit, die gediegene Pracht der Ausstattung überall daran erinnert, daß dieß reizende Asyl von dem unumschränkten Gebieter über die Reichthümer zweier Welttheile geschaffen worden.

Noch mehr aber tritt dieß hervor in der Umgebung des Schlosses, denn weit umher bis zum Meeresufer hinab dehnen sich die herrlichsten Parkanlagen aus, und die höchste Anstrengung der Kunst hat hier der ohnehin so freigebigen und großartig schönen Natur den feenhaftesten Reiz abgewonnen. Auf den Terrassen vor dem Schlosse lassen weite

Blumengärten zu allen Jahreszeiten die herrlichsten Düfte aufsteigen, — und daran schließt sich ein waldiger Park und ein Weinberg mit malerischen Wärterhäuschen und einer hohen Plattform, von welcher man weit in die Berge von Jalta hineinblickt. Nach der andern Seite öffnet sich die Aussicht auf das Meer hin, an dem sich die zahlreichen Schlösser und Villen ausdehnen, welche fortwährend durch neue vermehrt werden, seitdem der Kaiser begonnen hat, dem eisstarrenden Winter seiner nordischen Residenz so lange als möglich hier am Strande des schwarzen Meeres mit seinen Orangen- und Myrtenhainen sich zu entziehen.

Die Jahreszeit war weit vorgeschritten, der November, der Mitteleuropa in trübe Nebelschleier hüllt und Petersburg lange unter fester Eis- und Schneedecke begraben hält, war nahe herangerückt, — aber am herrlichen Strande des alten Tauriens war noch keine Abnahme in der frischen Schönheit der blühenden Natur zu bemerken und die leichte Abkühlung nach der heißen Zeit des Hochsommers ließ dieselbe noch lieblicher und anmuthiger erscheinen.

Dieß vor kurzer Zeit noch so abgelegene und von der civilisirten Welt vergessene Ufer des Pontus Euxinus befand sich in seiner hohen Saison. Weit um die kaiserliche Residenz herrschte jene eigenthümliche Stille, welche um die allerhöchsten Personen einen Kreis unnahbarer Abgeschlossenheit zu ziehen pflegt. Die Eingänge zum Park waren abgesperrt — Wachen standen überall, jeden Unberufenen zurückweisend, und ein Heer von Beamten der geheimen

Petersburger Polizei umschwärmte die Grenzen des kaiserlichen Parks in allen möglichen Gestalten, als Gartenarbeiter, Hausbeamte und Lakaien, um von den Wegen des Kaisers, der zwanglos in weiten Spaziergängen die Anlagen zu durchstreifen pflegte, jede drohende oder auch nur neugierige Annäherung fern zu halten. Rings umher aber, außerhalb dieses Bannes der kaiserlichen Majestät, bewegte sich ein reiches, buntes und glänzendes Leben. Alle Villen waren bewohnt und die vornehmste Gesellschaft des weiten Reiches bevölkerte den alten taurischen Strand. Der Thronfolger war angekommen und auch auf dem am Rande des kaiserlichen Parks gelegenen Schloß des Cesarewitsch, das mit seinen bunten Thürmchen und Minarets, mit seinen von goldenem Gitterwerk verdeckten Nischen ganz im Geschmack des Orients gebaut ist, wehte die Standarte, welche die Anwesenheit der Herrschaft anzeigte und schon von ferne jede Annäherung zurückwies.

Die ganze Gesellschaft, welche hier an den entlegenen Ufern den frischen Duft der Natur genoß und zum großen Theil weniger noch an die Schönheit der Berge, der Wälder und des Meeres dachte, als an die Nähe des Mittelpunktes der kaiserlichen Macht und Herrschaft, die hieher verlegt war und dem nahe zu sein in Rußland mehr noch als anderswo das Ziel alles Strebens ist, diese ganze scheinbar so harmlos fröhliche, nur ihrem Vergnügen lebende und dennoch so scharf beobachtende, so ängstlich lauschende Gesellschaft war in noch lebhafterer Bewegung als je zuvor.

Denn nachdem der Reichskanzler Fürst Gortschakoff in Livadia mit seiner diplomatischen Umgebung erschienen, war einige Tage darauf auch der deutsche Botschafter General von Schweinitz angekommen, und außer ihm der Botschafter der Königin Viktoria, Lord Augustus Loftus.

Dieß Alles konnte an sich zufällig sein, — der Reichskanzler pflegte ja immer auf einige Zeit in der Nähe des Kaisers auch während dessen Sommererholung zu weilen und die bei der allerhöchsten Person beglaubigten Botschafter konnten um so leichter Gelegenheit nehmen, Seiner Majestät auch nach Livadia zu folgen, als der Aufenthalt hier in dieser Jahreszeit so unendlich weit der bereits völlig winterlichen Existenz in Petersburg vorzuziehen war. Als nun aber auch der Thronfolger ganz unerwartet eintraf und man sich zuflüsterte, daß der Kaiser seinen Sohn durch den Telegraphen gerufen habe, da erreichte die Spannung den höchsten Grad. Denn man wußte, daß der Widerstand der Serben, für welche ganz Rußland so große Sympathie hegte und so viel Opfer gebracht hatte, fast vollständig gebrochen war, — man wußte, daß die türkischen Armeen das Herz des unglücklichen, halb schon verwüsteten Landes bedrohten und daß England die Vermittlung übernommen hatte, um einen Waffenstillstand herzustellen, der Europa Zeit ließe, sich mit der Ordnung der schwebenden Fragen zu beschäftigen und von Neuem das Ziel anzustreben, welches die Berliner Konferenz nicht hatte erreichen können. Man wußte auch, daß die Pforte für Serbien Friedensbedingungen ge=

stellt hatte, welche der Vernichtung gleichkamen, und daß sie einen Waffenstillstand von sechs Wochen zurückgewiesen und nur einen solchen von sechs Monaten genehmigen wollte, um den Schwierigkeiten eines Winterfeldzugs aus dem Wege zu gehen und auf eine so lange Zeit die besetzten Distrikte Serbiens in den Händen zu halten und vollends auszusaugen.

Alle Welt war von Grimm gegen die Türken und von Unmuth über das Zögern Rußlands erfüllt, das man als unwürdig empfand und ganz leise als einen Ausfluß der krankhaften Friedensliebe des Kaisers Alexander bezeichnete, die in der reizbaren Empfindlichkeit seiner Nerven ihren Grund habe. Mit Jubel wurde daher in den russischen Kreisen die Ankunft des Cesarewitsch begrüßt, der ja in innigen Beziehungen mit der altrussischen Partei stand und von dem man eine energische Einwirkung erwartete.

Die Entscheidung mußte fallen, und die Spannung in der Gesellschaft, welche den kaiserlichen Hof umgab, war fast ebenso groß als diejenige, welche alle Kabinette Europas erfüllte.

Von dieser Erregung nahm man äußerlich nichts wahr in dem Kabinet des Kaisers Alexander, das mit derselben Einfachheit eingerichtet war, wie die Wohnungen des weitgebietenden Selbstherrschers im Winterpalais zu Petersburg und in Zarskoe-Selo. Die breiten Fensterflügel waren geöffnet und ließen das durch die kaum herbstlich gefärbten Baumwipfel sanft gedämpfte Licht hereinfallen, — die Stille war

so tief, daß man das Geräusch eines von den Bäumen auf den feinen Kies des Gartenweges herabfallenden Blattes hören konnte, — kostbare Blumen aller Jahreszeiten, welche die Kunst der Hortikultur auf dem Platz vor der Wohnung des Kaisers vereinigt hatte, sendeten ihre Düfte in das lauschige Zimmer, das mehr zu freundlicher, stiller Träumerei bestimmt schien, als zu ernster Arbeit.

Der Kaiser Alexander aber saß in dem hölzernen Lehnstuhl vor seinem in der Nähe des Fensters stehenden Schreibtische matt zurückgelehnt, — seine Züge waren schmerzvoll verzogen, und seine großen Augen blickten so trübe, so finster und starr in die liebliche Natur, welche der Herbst mit neuem Reiz zu schmücken schien, hinaus, daß man hätte glauben können, diese schmerzlichen, winterlich kalten Blicke müßten die grünen Blätter vertrocknen und die blühenden Blumen welken lassen.

„Wie sinken sie alle zusammen, die Hoffnungen, welche mich in meiner Jugend so lockend und lieblich umspielten!“ sagte der Kaiser seufzend, — „die Blumen da draußen müssen auch verwelken nach kurzem, duftendem Leben, — aber wenn der kalte, vernichtende Hauch sie trifft, so haben sie ihre Bestimmung erfüllt, sie haben Freude bereitet durch ihre Blüte und sie vergehen friedlich und freundlich, wie sie erwuchsen und ihre Knospen öffneten! Aber mein Leben,“ fuhr er noch düsterer fort, „hat keine Blüte gehabt, — meine Hoffnungen sind gestorben, bevor sie zum Leben erwachten, und wenn ich einst dahingegangen sein werde, so wird die

Geschichte ihr verdammendes Urtheil über mich sprechen wegen alles dessen, was ich nicht gethan habe, nicht zu thun die Kraft hatte! — Dem Kaiser-Befreier," seufzte er, „haben sie dort in der Kapelle ein Denkmal gesetzt — und einen Augenblick glaubte ich auch durch das große Werk der Befreiung meines Volkes von unwürdigen Sklavenketten einen Anspruch auf die Unsterblichkeit, — die Unsterblichkeit der Liebe und Dankbarkeit — nicht der Furcht und des Schreckens — errungen zu haben, aber wird die Nachwelt mich auch den Befreier nennen, wird die Geschichte mein Werk dankbar in ihre Tafeln als eine Wohlthat verzeichnen — oder wird die blutige Revolution aus der Saat aufgehen, die ich so freudig ausstreute, — wird man mich höhnend einen optimistischen Phantasten nennen, wie jenen Joseph von Oesterreich, der nur verwirrte und zerstörte, ohne bauen zu können, — oder wird gar die wilde, blutgierige Menge jene Denkmäler zertrümmern, die man meinem Befreiungswerk vorzeitig errichtete?

„Warum," sagte er nach langem Sinnen, indem er fragend über die Baumwipfel des Parks zum Himmel aufblickte, — „warum blieb mein Leben nicht beschränkt auf jenes Werk wohlthätiger Befreiung, das Werk des Friedens und der Liebe, dem ich mich in voller Hingebung gewachsen fühle — warum tritt jetzt diese schwere Frage an mich heran, von deren Entscheidung der Frieden Europas abhängt und so viel Tausende von Menschenleben. Wohl fühle ich, daß die Zukunft meines Reiches, sein Ruhm, seine Macht, —

seine Existenz vielleicht in diesen Tagen auf dem Spiele steht, — aber all' mein Denken und Empfinden verengt sich in der einzigen Sehnsucht nach Frieden. — Frieden — Frieden" — wiederholte er leise und innig, indem er wie bittend die Hände emporhob. „Und doch drängt Alles zum Kriege," fuhr er dann schmerzlich fort, — „doch kann nur das Schwert die verworrenen Fäden durchschneiden, nur das Schwert die emporschnellende Wagschale des russischen Ansehens wieder zum Sinken bringen — warum zittert meine Hand, das Schwert zu berühren? — ein Augenblick, wie dieser erfordert einen Arm von Erz, wie ihn mein Vater hatte — und wie mein Sohn ihn hat.

„Mein Sohn" — sagte er, mit der Hand über die Stirn fahrend, — „ja, ja, das wäre es, das würde mir Frieden — Ruhe geben, — ist es nicht Pflicht gegen mich selbst — Pflicht vielleicht gegen mein Reich, der kräftigeren, jüngeren Hand die Zügel zu überlassen?"

Er versank in tiefes Sinnen und fuhr erschreckt empor, als der diensthuende Flügeladjutant den Reichskanzler Fürsten Gortschakoff meldete.

Auf dem Gesicht des Kaisers strahlte es wie freudige Hoffnung und glückliche Berührung, als der greise Kanzler eintrat, dessen Augen so jugendlich frisch, wie immer, unter der goldenen Brille hervorblitzten.

„Alexander Michaelowitsch," rief der Kaiser seinem treuen, langbewährten Diener entgegen, — „Sie wecken mich aus einem schönen Traum, und fast möchte ich Ihnen darüber

zürnen. Ich träumte," fuhr er mild und glücklich lächelnd fort, „daß ich fern sei von allen Sorgen und Qualen der Regierung, — nur Mensch in menschlichem Glück und stillem Frieden, — meines Sohnes Hand führte das Schwert des Reiches in großen, siegreichen Kämpfen — ich freute mich seiner Siege in meiner verborgenen Stille und segnete ihn für die Wohlthat, die er dem Reiche und mir gewährt. Sehen Sie, aus so schönem Traum haben Sie mich erweckt — und doch — vielleicht ist es eine Fügung, daß Sie gerade jetzt kamen — denn," rief er, die heller aufleuchtenden Blicke fragend, fast bittend auf den Fürsten gerichtet, — „es bedarf nur Ihres Rathes, — eines Wortes von Ihnen, um meinen Traum zur Wahrheit zu machen!"

Es zog wie ein Schimmer mitleidiger Theilnahme über das Gesicht des Fürsten, — dann aber kräuselten sich seine Lippen zu einem feinen, fast ironischen Lächeln.

„Majestät," sagte er achselzuckend, — „ich liebe die Träume nicht und verstehe mich nicht auf ihre Auslegung — und," fügte er mit ehrerbietig liebevoller Herzlichkeit hinzu, „ich bitte Eure Majestät, alle lockenden Traumbilder zu verscheuchen, und möchten sie noch so lieblich sein, — denn Rußland erwartet von der Wachsamkeit seines Kaisers seine Zukunft."

„Seine Zukunft?" fragte der Kaiser, — „bin ich die Zukunft, — gehören die kommenden Tage nicht meinem Sohne?"

„Gott, der Rußland beschützt," erwiederte der Fürst fest,

„läßt die Frucht nicht fallen, ehe sie reif ist, gesunden Keim zu treiben, Eure Majestät mögen für Rußland nicht von dem Gesetz abweichen, welches für die ganze Natur gilt, — Eure Majestät mögen eine Frucht, so edel sie sei, nicht pflücken wollen, bevor sie reif geworden.“

„Mein Sohn ist ein Mann — in voller Kraft, — ich bin ein welkender Baum!“ sagte der Kaiser.

„Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß,“ erwiederte Fürst Gortschakoff, „mich jeder Antwort enthalten zu dürfen, da es mir nicht ansteht, über den gegenwärtigen und den künftigen Herrscher meines Vaterlandes zu urtheilen oder ein solches Urtheil nur anzuhören — und käme es selbst aus Eurer Majestät Munde. Mögen Eure Majestät die Gnade haben, einen Augenblick nur sich mit der vollen Wirklichkeit zu beschäftigen und meinen unterthänigsten Vortrag anzuhören. Wenn Sie Seine Kaiserliche Hoheit den Cesarewitsch dazu einladen wollen, so bin ich überzeugt, daß, ehe ich mich von Eurer Majestät verabschiede, der Traum, der Ihnen eben noch so schön und lockend erschien, verschwunden sein wird.“

Der Kaiser sah ihn verwundert an, als verstände er seine Worte nicht.

„Der Thronfolger ist hier,“ sagte er, — „mein Sohn kam, um mir seinen Morgengruß zu bringen, und ich habe ihn gebeten, in der Nähe zu bleiben, da ich Sie erwartete.“

Der Flügeladjutant meldete den Großfürsten-Thronfolger, und unmittelbar der Meldung folgend, trat der

Cesarewitsch in das Kabinet. Er trug die Interimsuniform der kaiserlichen Generaladjutanten und schien in lebhafter Erregung. Freundlich reichte er dem Reichskanzler die Hand und sagte:

„Ich komme, mein Vater, weil Du befohlen hast, daß ich den Vortrag des Fürsten Alexander Michaelowitsch anhören sollte — da ich hörte, daß der Fürst hier sei —"

„Ich danke Dir, Nikolai," sagte der Kaiser herzlich, indem er voll Stolz auf die kräftige, hochgewachsene Gestalt seines Sohnes blickte, „ich wünsche, daß in einem Augenblick so wichtiger Entscheidungen Dir nichts verborgen bleibe, was unsere Beschlüsse bestimmen könnte."

Der Cesarewitsch küßte die Hand seines Vaters.

„Dann," sagte er ein wenig zögernd — „habe ich eine Bitte an Dich, mein Vater; — es ist," sagte er mit einem unsicheren Seitenblick nach dem Fürsten hin, „soeben der Präsident des slavischen Komites im Moskowier Bezirk, Alexander Alexandrowitsch Prohostschikoff, angekommen, — er ist ein treuer Russe, voll Eifer für die heilige Sache der Befreiung aller Slaven, — ich bitte Dich, mein Vater, ihn zu hören, — das russische Volk sehnt sich in diesem ernsten Augenblick nach einem Wort aus dem Munde seines Kaisers — und" — rief er feurig — „es hat wohl das Recht, ein solches Wort zu erwarten."

„Alexander Prohostschikoff?" sagte der Kaiser sinnend, — „ich habe den Namen schon gehört — die Gräfin Antoinette sprach davon, — ein früherer Gardekapitän —"

„Ganz recht, mein Vater, — er besitzt ein großes Vermögen, weit ausgedehnten Grundbesitz — und hat schon viel, viel für die gute Sache geopfert — ich bitte Dich, mein Vater, ihn zu empfangen.“

„Eure Majestät wollen mir erlauben, mich der Bitte Seiner Kaiserlichen Hoheit anzuschließen,“ fiel Fürst Gortschakoff ein, — „Alexander Prohostschikoff ist ein Mann, für den ich bürgen kann, treu und zuverlässig, von großem Einfluß in weiten Kreisen des Volkes und von feurigem Eifer erfüllt für die großen Ziele des russischen Reiches.“

„Aber,“ sagte der Kaiser unschlüssig, — „er wird mich drängen wollen, — diese Slavenkomites verlangen den Krieg —“

„Es gibt in der Politik nichts Besseres,“ bemerkte Fürst Gortschakoff lächelnd, „als dahin gedrängt zu werden, wohin man gehen will und gehen muß. Wir bedürfen der Begeisterung des Volkes für die Zukunft, die ich für unvermeidlich halte, und je ungeduldiger ganz Rußland seine Stimme erhebt, um so besser wird die Stellung unserer Diplomatie den widerwilligen Mächten gegenüber sein. Hören Eure Majestät also, was die Komites gethan haben und was sie wünschen, — hören Sie den Boten derselben jetzt noch vor der Entscheidung, die Sie zu treffen haben, — denn auch das russische Volk ist ein Faktor bei dieser Entscheidung.“

Der Cesarewitsch hatte zuerst in ängstlicher Spannung den Worten des Fürsten gelauscht, — jetzt drückte er dem-

selben in lebhafter, freudiger Erregung die Hand und eilte dann auf einen zustimmenden Wink des Kaisers schnell hinaus, um in wenigen Augenblicken mit einem hochgewachsenen, starken Mann von etwa vierzig Jahren wieder einzutreten.

Alexander Prohostschikoff trug die Uniform eines Gardekapitäns mit den Abzeichen der Inaktivität, — sein etwas bleiches, von vollem dunkelblondem Barte umrahmtes Gesicht zeigte den Typus der slavischen Rasse in ihrer edelsten Entwicklung, und seine dunklen, feurigen Augen, welche ein wenig schräg von der Wurzel der kühn vorspringenden Nase ausliefen, ruhten fest und furchtlos, mit dem Ausdruck innigster Verehrung auf dem Kaiser, als er sich vor demselben, von dem Großfürsten geführt, in militärischer Haltung aufstellte.

„Dieß ist der Mann, mein Vater," rief der Cesarewitsch, „welcher sein ganzes Leben, alle Kraft seines Geistes — und seines Herzens der großen, edlen Nation gewidmet, die Gott unter Deine Herrschaft gestellt hat. Er hat mit unermüdlicher Thätigkeit die slavischen Komites in Moskau, der alten Zarenresidenz, hergestellt und organisirt, er hat den leidenden Bruderstämmen, welche allen Slavenvölkern voran im Kampfe gegen die barbarischen Feinde des Glaubens und der Freiheit stehen, reiche Spenden gesendet und einen großen Theil seiner eigenen Habe dafür geopfert. Er kommt jetzt im Namen der Getreuen, um ihre Bitten vor Dich zu bringen, und ich, mein Vater, halte es für meine

Pflicht, als Dein Sohn, als der Erbe der Romanow — Dir zu bekennen, daß seine Wünsche auch mein Herz erfüllen."

Der Kaiser betrachtete mit freundlich wohlwollenden Blicken den schönen jungen Mann, der unbeweglich vor ihm stand.

„Ich danke Ihnen, Alexander Alexandrowitsch," sagte er, — „und ich bin bereit, Ihre Wünsche zu hören und zu erfüllen, — wenn es in meiner Macht steht," fügte er mit einem Seitenblick auf den Reichskanzler hinzu, der bescheiden zur Seite getreten war.

Er reichte Prohostschikoff seine Hand.

Dieser küßte inbrünstig die kaiserliche Rechte und sagte: „Eure Majestät werden es meiner Liebe zum Vaterlande, die Sie so gnädig anerkennen wollen, obgleich sie die erste und natürlichste Pflicht eines jeden Russen ist, zugute halten, wenn ich es jetzt in einem Augenblick so verhängnißvoller Schicksalswendung wage, ungerufen vor meinem allergnädigsten Herrn zu erscheinen, um ein freies Wort zu sprechen und eine vertrauensvolle Frage zu stellen."

„Sprechen Sie," sagte der Kaiser freundlich, aber mit leichter Unruhe.

„Niemand vielleicht kennt so wie ich den Sinn des Volkes, Majestät," fuhr Prohostschikoff fort, — „ich habe lange mit dem Volke gelebt und bin in seine Tiefen hinabgestiegen, um den Pulsschlag seines Lebens selbst zu fühlen und zu empfinden. Nun, Majestät, in diesem inneren, verborgenen Leben des russischen Volkes bereitet sich eine große Gefahr vor."

Der Kaiser wurde ernst — er ließ sich in seinen Stuhl nieder und winkte dem Fürsten Gortschakoff, welcher auf einem Sessel an der Seite des Schreibtisches Platz nahm. Der Thronfolger blieb stehen und ging, von lebhafter Aufregung bewegt, zuweilen mit kurzen Schritten leise auftretend, auf und nieder.

„Es sind zersetzende Elemente in das russische Volk gedrungen," fuhr Prohostschikoff fort, — „eine Folge der europäischen Bildung, welche in den alten Kulturstaaten des Westens schon so manche bedenklichen Früchte getragen, und welche unser Volk zum Theil unverarbeitet in sich aufgenommen hat; — die Philosophie, welche in der Gestalt der kritischen Negation, in Gestalt des Nihilismus, der nichts anerkennt und nichts respektirt, von den höchsten Gesellschaftskreisen hinab wie ein feiner, giftiger Regen in die Tiefen hinabdringt, — beginnt den Glauben zu zerstören — den Glauben an Gott und damit den Glauben an die von Gott eingesetzte Autorität."

„Wahr — leider wahr!" seufzte der Kaiser; — „aber wo ist das Heilmittel?" fragte er leise, mit unendlich schmerzvollem Blick.

„Ein heiliges Gefühl ist noch mächtig im Volke, unangetastet in seiner ursprünglichen Kraft," erwiederte Prohostschikoff, — „das ist der nationale Stolz — die nationale Liebe zu allen Bruderstämmen der großen slavischen Völkerfamilie, und der Bauer, der zu zweifeln beginnt an seinem Priester, — zu zweifeln an seinem Zaren, den er nicht sieht

und der ihm oft vertreten wird durch ein eigensüchtiges, ungerechtes, gieriges Beamtenthum —"

„Leider — leider!" seufzte der Kaiser.

„Der Bauer," fuhr Prohostschikoff fort, „der angesteckt ist von den ersten Symptomen der nihilistischen Fäulniß — erhebt sich zu gesundem Zorn und Grimm, wenn er von den Schandthaten der Bassurmanen gegen die slavischen Brüder hört, — zu gesunder und kräftiger Begeisterung, wenn die Kunde von den heldenmüthigen Kämpfen der Unterdrückten um ihre Freiheit kommt. Und dann, Majestät, in diesem Zorn, in dieser Begeisterung erwacht auch wieder der Glaube an Gott, der die russischen Fahnen einst mit Sieg gesegnet, an den Zaren, der die russischen Heere hinausführte, die Feinde des Reiches niederzuwerfen. Der nationale Zorn und die nationale Begeisterung, Majestät, das sind die Heilmittel gegen den Nihilismus, — das ist die Ueberzeugung, die ich in diesen Tagen immer lebendiger, immer unumstößlicher gewonnen habe. Aus den glimmenden Funken dieses nationalen Gefühls sind durch die slavischen Komites, welche wie ein fest gegliedertes Netz ganz Rußland überspannen, helle Flammen aufgeschlagen, und neues, mächtiges Leben regt sich im russischen Volke. Auch die Führer der Nihilisten, die ich nicht kenne, deren Thätigkeit ich aber sehe und verfolge, begreifen die Macht des nationalen Gefühls. Sie haben es nicht gewagt, dem Aufschwung desselben entgegenzutreten, da sie sich ohnmächtig dagegen fühlen, ich habe es deutlich empfunden, daß die nihilistische Bewegung der Strö-

mung folgte und die Organisation der slavischen Komites unterstützte."

„Auch Aksakow hat mir das bestätigt," rief der Cesarewitsch.

„Ja," fuhr Prohostschikoff fort, — „ich bin sogar überzeugt, daß in den Komites selbst nihilistische Führer sitzen und ihr Einfluß ist nicht gering gewesen, um die Flammen der Begeisterung immer höher aufschlagen zu lassen."

„Sie kennen sie?" fragte der Kaiser schnell.

„Nein, Majestät," erwiederte Prohostschikoff — „und ich habe es nicht versucht, sie zu entdecken, was mir auch sicherlich schwer gelungen sein würde. Nicht dadurch, daß man die Führer entdeckt und vernichtet," fuhr er fort, „wird man die nihilistische Bewegung überwinden, denn es würden wie am Halse der Hydra im lernäischen Sumpfe an Stelle jedes abgeschlagenen Kopfes zwei neue erwachsen: der Nihilismus ist nur zu überwinden, wenn man ihn durch eine stärkere Bewegung überflutet, so daß er sich in der mächtigeren Strömung, die ihn fortreißt, verliert, daß sein Gift sich auflöst in der reineren Flut. Und eine solche Bewegung, Majestät, ist die slavisch-nationale — ihr gewaltiger Strom zieht Alles an sich und Niemand würde es vermögen, auch nur einen kleinen Theil des Volksgeistes in andere Richtungen abzulenken. Eure Majestät sind Herr dieser Bewegung — wie der Ingenieur Herr des Dampfes ist, den er zu unerhörter Kraftleistung anspannt und leitet, — ein großes Unglück aber wäre es," — fuhr er langsam mit feierlich ernstem Ton fort —

„Nun?“ fragte der Kaiser lebhaft.

„Wenn die nationale Bewegung in ihrem immer höher anschwellenden Strom das Bett nicht fände, um stolz und siegreich ihre Fluten vorwärts zu rollen, wenn sie zurückstauen müßte vor den Ereignissen, die sie vielleicht augenblicklich nicht mit sich fortreißen könnte. Dann, Majestät, würden sich überall im Lande sumpfige Pfützen bilden, in denen dann das Gift des Nihilismus üppig sich entwickeln könnte.“

„Ich glaube zu verstehen,“ sagte der Kaiser, — „doch sprechen Sie ohne Bild, — die Sache ist ernst, — scheuen Sie sich nicht, Ihre ganze volle Meinung klar auszusprechen.“

„Nun, Majestät,“ erwiederte Prohostschikoff, „das ganze russische Volk wird heute in seinem Denken und Hoffen durch die slavischen Komites geleitet, weil jedes andere Gefühl in der nationalen Bewegung aufgeht. Die slavischen Komites gehören der Regierung, gehören Eurer Majestät, dem das Volk den herrlichen Namen des Befreiers auch für die Erlösung der slavischen Bruderstämme vom türkischen Joch entgegenjubeln möchte. Ein ernster Wendepunkt ist eingetreten, — die türkischen Heere stehen drohend vor dem erschöpften Serbien, das der Vorkämpfer der Slaven — unser Vorkämpfer war, — wenn Rußland heute die unglücklichen Brudervölker preisgibt, wenn es der europäischen Diplomatie gelingt, den Zaren und seine Regierung von der Begeisterung des russischen Volkes zu trennen, — dann,

Majestät, wird jener Begeisterung eine tiefe Erbitterung folgen, das Volk, das heute jubelnd bereit ist, sich um seinen Kaiser in Treue und Gehorsam zu schaaren, wird dann der Stimme des Nihilismus folgen — dann — ich wage es nicht auszudenken, was dann aus Rußland werden soll."

Der Kaiser saß gedankenvoll da, das Haupt auf die Brust gesenkt — in athemloser Spannung blickte der Cesarewitsch auf seinen Vater, — Fürst Gortschakoff sah mit freundlichem, zufriedenem Lächeln durch seine goldene Brille auf den kühnen Sprecher.

„Und was soll geschehen?" fragte der Kaiser nach einigen Sekunden tiefen Schweigens.

„Majestät," erwiederte Prohostschikoff, „Gott hat das Schicksal Rußlands in Ihre Hand gelegt, — er wird Sie erleuchten, und ich darf nicht wagen, meinem Zaren einen Rath zu geben. Wenn Eure Majestät glauben, daß es nach der Lage der europäischen Verhältnisse unmöglich ist, der Türkei Halt zu gebieten, wenn Gott die heldenmüthigen Slaven des Balkans verlassen hat, indem er den Arm Rußlands zurückhält, — dann, Majestät, bitte ich um ein offenes Wort der traurigen Wahrheit, — dann werde ich zurückkehren und die slavischen Komites ebenso eifrig auflösen, wie ich sie einst gebildet, damit sie nicht zu Pflanzstätten des Nihilismus werden, ich werde," sagte er mit bebender Stimme, „damit meine letzte Pflicht gegen meinen Zaren und mein Vaterland erfüllen und nur noch den Himmel bitten, mich nicht

erleben zu lassen, was dann nach meiner schmerzlichen Ueberzeugung über Rußland hereinbrechen muß."

„Ein solches Wort wirst Du nicht sprechen, mein Vater," rief der Großfürst — „Du kannst es nicht!"

„Fahren Sie fort," sagte der Kaiser.

„Wenn aber," sprach Prohostschikoff, einen Schritt näher herantretend, — „wenn Eure Majestät auch über die Grenzen des Reiches hinaus der Befreier sein wollen, — dann werde ich das Wort der freudigen Hoffnung durch ganz Rußland erschallen lassen, — dann wird der mächtige, unwiderstehliche Strom der nationalen Begeisterung Eurer Majestät in froher Dienstbarkeit gehorchen, dem Neid und der Mißgunst von ganz Europa zum Trotz — dieses Stromes Wellen werden den Nihilismus fortspülen und das ganze Vaterland mit neuem, fruchtbarem Leben überströmen, darum bitte ich Eure Majestät unterthänigst: sprechen Sie ein Wort der Ermuthigung — ein Wort der Hoffnung!"

„Eure Majestät," sagte Fürst Gortschakoff schnell, ehe der durch die Begeisterung des Redners fortgerissene Kaiser antworten konnte, — „wollen mir erlauben, mich der Bitte des Herrn Prohostschikoff anschließen zu dürfen, wie es gewiß jeder treue Unterthan von ganzem Herzen thut. Freilich," fuhr er fort, „werden Eure Majestät heute nicht irgend etwas Bestimmtes für eine bestimmte Zeit versprechen können, — denn Eure Majestät müssen bei Ihren Entschließungen die politische Lage von Europa in Betracht ziehen — das werden jene Herren begreifen —"

„Ich begreife es," sagte Prohostschikoff, während der Thronfolger ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden trat.

„Indeß," fuhr der Reichskanzler fort, — „indeß können Eure Majestät doch ohne Bedenken versichern, — wenn ich mich anders über Eurer Majestät hochherzige Intentionen nicht täusche, — daß die Begeisterung Ihres Volkes nicht verloren sein soll, und daß die Befreiung der Slaven vom türkischen Joche Allerhöchst Ihr unablässiges Streben sein werde."

Der Kaiser athmete auf, als ob eine schwere Last von seiner Brust genommen sei.

„Nun," sagte er, mit der ihm eigenthümlichen Hoheit und Würde sich zu Prohostschikoff wendend, — „Sie hören es, auch mein Reichskanzler theilt Ihre Ansichten, — so nehmen Sie denn mein Versprechen, daß ich Alles aufbieten will für die Befreiung der Slaven und daß ich nicht ruhen und rasten will, bis dieß hohe Ziel erreicht ist."

Der Thronfolger küßte bewegt seines Vaters Hand, Prohostschikoff aber sagte:

„Dürfen all' die Tausende, welche in banger Unruhe auf die Entscheidung harren, dieß Wort Eurer Majestät erfahren, — oder muß ich es noch als heiliges, glückbringendes Geheimniß in meine Brust verschließen?"

„Ein kaiserliches Wort ist niemals ein Geheimniß," sprach der Kaiser stolz — „gehen Sie hin, Alexander Alexandrowitsch, und verkünden Sie Allen, was ich gesagt."

„Dann, Majestät," rief Prohostschikoff, „wird in wenig

Tagen durch ganz Rußland die helle Flamme der Begeisterung lodern, und wenn Eure Majestät eines Tages das Schwert zieht, wird der letzte Blutstropfen eines jeden Russen freudig für die heilige Sache bereit sein."

„Gut," sagte der Kaiser mit der glücklichen Freude, die sich stets in seinen Zügen ausdrückte, wenn er edler Gesinnung und treuer Hingebung begegnete oder wenn er Freude bereiten konnte, — „gut, ich werde für die Sache des Glaubens und des Vaterlandes jedes Opfer annehmen und jedes Opfer fordern. Ich erwarte Sie zur Tafel," fügte er mit seiner gewinnenden Artigkeit hinzu, indem er entlassend mit der Hand winkte.

Prohostschikoff zog sich zurück, der Thronfolger winkte ihm freundlich zu, indem er ganz glücklich in das freudig bewegte Gesicht des kühnen, opferbereiten und hoffnungsvollen Vertheidigers der slavischen Sache blickte.

„Ich habe mein Wort verpfändet, Alexander Michaelowitsch," sagte der Kaiser sehr ernst, „was muß geschehen, um es einzulösen?"

„Wir werden um so gewisser das Ziel erreichen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „je sicherer und vorsichtiger wir vorgehen, um niemals gezwungen zu sein, einen übereilten Schritt zurück zu thun."

Der Thronfolger schüttelte unmuthig den Kopf — der Fürst schien es nicht zu bemerken.

„Es ist kein Zweifel," sagte er, „daß die englische Vermittlung erfolglos bleibt, — die Pforte zieht die Verhand-

lungen hin, bis noch ein militärischer Erfolg erzielt ist, der ihr ganz Serbien preis gibt, um dann mit einem fait accompli den Knoten zu durchschneiden."

„Und warum kommen wir ihr nicht zuvor, — warum durchschneiden wir den Knoten nicht und stellen das fait accompli für uns her?" rief der Cesarewitsch. „Schon nach der griechischen Sage gehörte der Orient Dem, der den gordischen Knoten zerschnitt."

„Besser scheint es, Kaiserliche Hoheit," erwiederte Fürst Gortschakoff ruhig, „den Knoten zu lösen und die Schärfe unseres Schwertes für die letzte Entscheidung zu erhalten. Es kommt darauf an," fuhr er in geschäftlichem Tone fort, „Serbien vor Allem zu retten und auf der Balkanhalbinsel einen Zustand herzustellen, der bis zum Frühjahr, wo wir unsere Aktion beginnen können, vorhalten kann, ohne den christlichen Völkern die letzte Kraft zu rauben."

„Und warum soll unsere Aktion nicht jetzt beginnen?" warf der Großfürst ein, während der Kaiser, der wieder vor seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, den Kopf in die Hand stützte und schweigend zuhörte, — „worauf warten wir?"

„Die Generale sagen, wie Eure Majestät wissen," erwiederte Fürst Gortschakoff, „daß für einen Feldzug von unberechenbarer Ausdehnung die militärischen Vorbereitungen noch nicht genügend seien — und ich muß gestehen, daß auch meine diplomatischen Vorbereitungen noch nicht abgeschlossen sind. Von dem Fürsten Bismarck — meinem

Freunde" — fügte er mit leichter Ironie hinzu, — „habe ich gelernt, daß man, um des Erfolges sicher zu sein, den Gegner isoliren muß, und das ist noch nicht geschehen."

„Aber wenn Rußlands Ehre auf dem Spiel steht?" rief der Thronfolger — „von Bismarck muß man auch lernen, kühn zu wagen — ich bin gewiß, daß dem muthigen Wagen der Sieg gehören würde, — und wenn nicht, — besser ist es zu fallen, als der Frechheit der Türken und der Tücke der Engländer zu weichen."

Der Kaiser hob den Kopf empor und sah seinen Sohn mit einem langen Blicke ernst und traurig an.

„Darum, gnädigster Herr," sagte Fürst Gortschakoff, „wende ich alle meine Geschicklichkeit an, um die Ehre Rußlands nicht in's Spiel zu bringen und uns zu keinem übereilten Handeln drängen zu lassen. Vor Allem müssen wir verhüten, daß die Pforte Bundesgenossen finde, — England wird nichts thun, so lange es nicht eine kontinentale Macht findet, die ihm zur Seite tritt, und das zu verhindern, ist unsere Aufgabe. Die einfachste Lösung wäre gewesen, wenn Rußland Bulgarien und Oesterreich Bosnien, nöthigenfalls auch Serbien besetzte, — Eure Majestät haben diesen Vorschlag gemacht und er ist zurückgewiesen."

„Leider — leider!" seufzte der Kaiser.

„Der Graf Andrassy ist eben Magyar," sagte Fürst Gortschakoff, — „er kann sich nicht gegen die Stimmung der Ungarn stellen, welche in blindem Haß gegen Rußland stets und überall die Freunde unserer Feinde sind, — und

mein vortrefflicher Kollege Andrassy vermag es, trotz seiner Geschmeidigkeit, nicht zu vergessen, daß er einst vor den russischen Armeen seine ehrgeizigen Träume verbleichen sah. Er würde gern den Werbungen Englands folgen und uns den Dolch in's Herz stoßen — wir müssen ihn vorsichtig und klug festhalten in der Zwinge des Dreikaiserbündnisses, dieser einzigen Hülfe, die wir von Deutschland zu erwarten haben."

„Nun denn," sagte der Thronfolger mit mühsam zurückgehaltenem Grimm, „warum sollen wir denn nicht allein vorgehen, — warum rücken wir nicht in Bulgarien ein, — warum befreien wir nicht die unglücklichen Serben, — haben wir es nöthig, uns vor den Phrasen der magyarischen Studenten zu fürchten?"

„Wenn wir es thäten," erwiederte Fürst Gortschakoff, „so würden wir das Dreikaiserbündniß sprengen, Oesterreich würde England die Hand reichen und wir hätten den Krieg von 1855, vielleicht unter erschwerenden Umständen, zu wiederholen."

„Auch damals wurde die Perfidie Oesterreichs und die Lauheit Preußens für uns verhängnißvoll, — warum sollen wir auch jetzt das Opfer falscher und unzuverlässiger Freunde werden? Ist," fuhr der Großfürst bitter fort, „die deutsche Freundschaft so schwach, daß sie nicht einmal Oesterreich für uns im Schach halten kann, — dann —"

Er biß in seinen Schnurrbart und verschluckte murrend die heftigen Worte, die auf seinen Lippen schwebten.

„Fahren Sie fort, Alexander Michaelowitsch,“ sagte der Kaiser streng. „Sie haben Recht, — die Vorsicht sichert den Erfolg, — was schlagen Sie vor, um die christlichen Völker vor der drohenden Wuth der Türken zu retten, und um die Zeit zur genügenden Vorbereitung für den Krieg zu gewinnen, wenn dennoch im Frieden keine Lösung gewonnen werden kann?“ fügte er seufzend hinzu.

„Wir müssen,“ erwiederte Fürst Gortschakoff, „die Vermittlung, welche England bis jetzt vergeblich versucht hat, einer europäischen Konferenz überweisen, vor welcher die Feindseligkeiten einzustellen sind und der gegenüber die Pforte ihre negative Stellung nicht festzuhalten wagen wird. Oesterreich und Deutschland werden dieser Konferenz sogleich beitreten, da sie auf dem Boden des Berliner Memorandums stehen und der Graf Andrassy auch selbst vor dem Drängen der Magyaren von diesem Boden nicht weichen wird, auf welchem er des Rückhalts an Deutschland sicher ist.“

„Also immer wieder sollen wir uns unter die Vormundschaft einer europäischen Konferenz stellen,“ schäumte der Thronfolger auf, — „in welcher England das große Wort führt und in welcher Alle — Alle neidisch auf jeden Erfolg blicken, den wir erringen könnten, denn Alle hassen Rußland im Grunde ihres Herzens, weil sie es Alle fürchten, weil sie Alle wissen, daß uns die Zukunft gehört, wenn wir rücksichtslos slavische Nationalpolitik machen. Was kümmert uns dieß morsche Oesterreich — mag es Bosnien nehmen, wenn es will, und wenn nicht, — nun dann mag

es wagen, sich gegen uns zu stellen — beim ersten Anprall wird es in Trümmer fallen."

„Eure Kaiserliche Hoheit wissen," sagte Fürst Gortschakoff, „daß ich wahrlich kein Freund von Oesterreich bin — und kein Bewunderer des Grafen Andrassy; ich habe selbst einmal gesagt," fuhr er mit selbstzufriedenem Lächeln fort, „daß Oesterreich kein Staat sei — sondern nur ein Gouvernement —"

„Nun," rief der Thronfolger — „und mit diesem Gouvernement der Wiener Hofburg, in welcher heute Beust und morgen Andrassy experimentirt, der eine mit deutscher Pedanterie, der andere mit magyarischer Phantasterei, mit diesem Gouvernement sollen wir rechnen — das ist ein Gespenst, das in Nichts verfliegt, sobald man ihm nur fest entgegentritt."

„Immerhin hat dieses Gouvernement eine Armee von Fleisch und Blut," erwiederte Fürst Gortschakoff, — „doch was mehr ist, hinter Oesterreich steht Deutschland und durch Deutschland müssen wir Oesterreich auf dem Standpunkt festhalten, den es in Berlin eingenommen."

„Der General Schweinitz," sagte der Kaiser, indem er seinem Kanzler billigend zunickte, „hat mich versichert, daß Deutschland unabänderlich an den Grundsätzen des Berliner Memorandums festhalte und uns jederzeit seine entschiedene diplomatische Unterstützung zur Durchführung dieses Programms gewähren werde. Er hat mir zugleich erklärt, daß wir der unbedingten und wohlwollenden Neutralität Deutsch=

lands unter allen Umständen sicher sein könnten, auch wenn wir es für nothwendig halten sollten, über die Grenzen des Berliner Memorandums hinaus selbstständig und militärisch vorzugehen. Dann aber könne Deutschland, das keine unmittelbaren Interessen im Orient habe, keine weitere Thätigkeit entwickeln und auch keinen Einfluß auf Oesterreichs Entschließungen ausüben, denn so sehr der Kaiser Wilhelm auf seine persönlichen Beziehungen zu meiner Armee stolz sei, so sehr er mir den glänzendsten Sieg wünsche, könne die deutsche Regierung sich niemals in die orientalischen Angelegenheiten mischen. Wir können also Oesterreichs nur sicher sein auf dem Boden des Berliner Memorandums — auf diesem Boden aber sind wir gewiß, daß in der europäischen Konferenz die Kabinette von Wien und Berlin uns zur Seite stehen. Du begreifst das," sagte er gütig und fast bittend zu seinem Sohn, — „der Fürst Alexander Michaelowitsch hat Recht!"

„Ich begreife," rief der Cesarewitsch, alle Zurückhaltung vergessend, — „daß wir auf diese Weise unter der Vormundschaft unserer sogenannten Verbündeten stehen, und daß wir dann niemals den Weg nach Konstantinopel finden werden, für den die große Katharina den Wegweiser aufrichtete, ihren Nachfolgern zur Mahnung. Was nützt eine Freundschaft, die zögernd ihre Hand zurückzieht, wenn wir deren bedürfen? Wir haben Deutschland den Rücken gedeckt, als es gegen Oesterreich schlug und gegen Frankreich, — Deutschland verfolgte damals seine nationale Aufgabe

bis zu ihrer vollen und ganzen Erfüllung — wir haben ihm keine Bedingungen gestellt, wir haben es nicht eingeengt in die Fessel der Paragraphen eines Memorandums — und wir sollen jetzt zum Dank dafür Bedingungen annehmen, die der Unthätigkeit, der Demüthigung gleichkommen! O, mein Vater," rief er immer lebhafter, — „wirf die Fesseln solcher Freundschaft von Dir, — was Deutschland gekonnt, wird auch Rußland können, — aber dazu müssen wir uns voll und ganz auf die slavische Nationalkraft stützen, die stärker, kriegerischer und zäher ist als die germanische — wir müssen das Schwert ziehen und vorwärts gehen und der Sieg wird unser sein!"

„So würdest Du handeln, mein Sohn," fragte der Kaiser, „auch wenn Du nicht bloß der erste Unterthan, der vornehmste Soldat Rußlands wärest — auch wenn Du an meiner Stelle stündest und für das Leben von Millionen, für die Ehre und die Zukunft des Reiches die Verantwortung trügest?"

„Ja, mein Vater," rief der Cesarewitsch, dessen Wangen glühten und dessen Augen Blitze schleuderten, — „ja, so würde ich handeln, — ich würde mein Volk, das russische Volk und alle slavischen Brüder aufrufen zum heiligen Kampfe — aller Diplomatie zum Trotz würde ich meine Heeressäulen gegen den Balkan führen, unbekümmert um die Feinde — unbekümmert auch um die Freunde, und wollten sie darum aufhören, meine Freunde zu sein — wollten sie vergessen, was Rußland für sie gethan hat und was es gegen sie thun kann — tant pis pour eux!"

„Du bist jung, mein Sohn," sagte der Kaiser ernst — „der tollkühne Kampfesmuth ist ein Vorrecht der Jugend — ein Fehler der Jugend — wenn auch ein edler und natürlicher Fehler, den jedes Jahr des fortschreitenden Lebens verbessert. Es ist gut, die Feinde nicht zu fürchten, aber verhängnißvoll, bewährte Freundschaft gering zu achten. Ich," fuhr er fort, indem er sich erhob und den gebieterischen Herrscherblick seiner großen Augen so fest und durchdringend auf den Cesarewitsch richtete, daß dieser betroffen den Kopf neigte, — „ich halte an der Freundschaft um so fester, je zahlreicher und drohender die Feinde gegen mich aufstehen — ein verlorener Freund ist schlimmer als der ärgste Feind, denn man wird ihn niemals wieder gewinnen. Rußland und Deutschland sind bestimmt, mit einander zu gehen und Europas Gleichgewicht zu erhalten, meine Freundschaft für den Kaiser Wilhelm und das deutsche Volk steht hoch über allen Rücksichten des schwankenden Augenblicks und niemals — niemals werde ich einen Schritt thun, der diese Freundschaft gefährden könnte. Senden Sie den Befehl an meine Botschafter, Alexander Michaelowitsch, die europäische Konferenz zu beantragen und zugleich einen Kollektivschritt der Mächte bei der Pforte zur Einstellung der Feindseligkeiten zu verlangen. Damit werden wir die Zeit gewinnen, um uns zum Kampf vorzubereiten, wenn er dennoch nöthig werden sollte."

„Er wird nöthig werden," sagte Fürst Gortschakoff — „aber wir werden dann um so klareres Recht und um so festere gesammelte Kraft besitzen."

Der Cesarewitsch küßte des Kaisers Hand und sagte:

„Erlaube mir, mich zurückzuziehen, mein Vater, um meine Gedanken zu sammeln und zu ordnen, — glaube mir, ich weiß zu gehorchen, auch wo ich mich nicht überzeugen kann.“

Schnell ging er hinaus.

Der Kaiser sah ihm ernst und traurig nach.

„Ein edles, tapferes und muthiges Herz,“ sagte er — „er hat noch viel zu lernen — und viel zu leiden — möge ihm die Zeit eine freundlichere Lehrmeisterin sein, als sie es mir war. Sie haben Recht, Alexander Michaelowitsch — der Traum der Ruhe und des Friedens ist vorbei, — noch bin ich Rußland nöthig, noch kann ich die schwere Bürde, die Gott mir auferlegt, nicht von mir werfen!“

„Ich wußte es,“ sagte Fürst Gortschakoff.

„Wie Sie Alles wissen,“ erwiederte der Kaiser lächelnd, aber mit dem Tone aufrichtigster Ueberzeugung, indem er dem Fürsten die Hand drückte.

Der Flügeladjutant vom Dienst trat ein.

„Der Lieutenant Graf Swiatowski von der Chevalier=garde bittet, sich bei Eurer Majestät melden zu dürfen.“

Der Kaiser sann einen Augenblick nach. Der Adjutant hatte seine Meldung in verwundertem Tone gemacht und schien in der Miene des Kaisers die Erklärung für die räthselhafte Ankunft des jungen Offiziers in der entlegenen Residenz zu suchen, in welcher Niemand ohne kaiserliche Einladung erscheinen durfte.

„Der Graf Swiatowski," sagte er, „hat keinen Grund für seine Anwesenheit angegeben und nur gebeten, dieselbe Eurer Majestät anzuzeigen."

Er schien eine unwillige Frage zu erwarten — aber schon hatte sich das Gesicht des Kaisers aufgehellt, — gespannte Erwartung lag in seinen Blicken.

„Er soll kommen, — sogleich!" rief er. „Bleiben Sie," sagte er zum Fürsten Gortschakoff, der sich zurückziehen wollte, — „ich glaube, es geht auch Sie an, was der Graf mir bringen kann."

Der Adjutant sah den Kaiser starr an, er vermochte es nicht zu begreifen, daß der unbedeutende Offizier, von dem man nur wußte, daß er lange beurlaubt gewesen, vom Kaiser in Gegenwart des Reichskanzlers unmittelbar nach der Meldung empfangen wurde, und sein Gesicht nahm einen überaus verbindlichen Ausdruck an, als er in das Vorzimmer zurückkehrte, um den durch so hohe und unbegreifliche Gunst ausgezeichneten jungen Mann einzuführen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wladimir Ossipowitsch trat in freier, ungezwungener Haltung in das Kabinet. Er trug die ordonnanzmäßige Uniform seines Regiments, den goldenen Helm mit dem silbernen Doppeladler im Arm, und stellte sich militärisch aufgerichtet vor dem Kaiser auf.

Der Monarch betrachtete ihn einen Augenblick mit freundlichem Wohlwollen. Der junge Mann war schöner und männlicher geworden, seine Wangen waren gebräunt, seine Augen blitzten voll kühner Kraft, — fast schien es, als sei er gewachsen, so viel kräftigere Spannung hatte seine früher so zarte und schmiegsame Gestalt angenommen.

Dann fragte Alexander lebhaft:

„Nun, Wladimir Ossipowitsch, was bringen Sie? Es muß etwas Wichtiges sein, da Sie ohne Befehl zu mir zurückkehren.“

Obgleich diese Worte freundlich und mit einer fast väterlichen Herzlichkeit gesprochen waren, so enthielten sie doch gewissermaßen einen dienstlichen Vorwurf und erröthend antwortete Wladimir schnell:

„Eure Majestät hatten mir den Befehl gegeben, mich dem Fürsten von Montenegro zur Verfügung zu stellen —“

Er stockte mit einem ängstlich fragenden Seitenblick auf den Reichskanzler.

„Sprechen Sie ohne Rückhalt,“ sagte der Kaiser, „vor dem Fürsten Alexander Michaelowitsch gibt es in Rußland keine Geheimnisse.“

„Nun, Majestät,“ fuhr Wladimir fort, — „Seine Hoheit hat mir aufgetragen, ein Schreiben an Eure Majestät zu überbringen und zugleich zur Erläuterung desselben Allerhöchstdenselben mündlichen Bericht zu erstatten, wenn Eure Majestät es befehlen. Ohne diesen Auftrag hätte ich es nicht gewagt, ungerufen vor Eurer Majestät zu erscheinen.“

Er zog einen Brief aus seiner Uniform und überreichte denselben ehrerbietig dem Kaiser.

Dieser klopfte ihm auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Sie haben Recht, — es trifft Sie kein Vorwurf und ich danke Ihnen für Ihren Eifer.“

Dann erbrach er, nach einem flüchtigen Blick auf das große Siegel, hastig den Brief und las den Inhalt.

Immer ernster wurde sein Gesicht.

„Ich dachte es wohl,“ sagte er endlich, zum Fürsten Gortschakoff gewendet, „daß diese Sendung etwas enthalten würde, das Sie interessirt, Alexander Michaelowitsch, — der Fürst Nikita dankt mir für das Wohlwollen, das ich ihm und seinen Verbündeten in dem großen Befreiungskampfe bewiesen. Er selbst sei in diesem Kampfe glücklich gewesen

und könne in der Stellung, die er gewonnen, ruhig den weiteren Gang der Ereignisse und die Entscheidung abwarten, bei welcher, wie er überzeugt sei, Rußlands mächtiges Wort zu Gunsten der christlichen Stammesgenossen in die Wagschale fallen werde. Aber die armen Serben, schreibt der Fürst weiter, seien in der äußersten Noth und Bedrängniß, und wenn ihnen nicht bald Hülfe käme, so müßten sie rettungslos der türkischen Rache, das heißt der Vernichtung verfallen.

„Lesen Sie selbst," sagte er, dem Fürsten den Brief reichend, — „es ist entsetzlich, daß die Serben so schmählich unterlegen sind, — und auf uns fällt doch immer diese Niederlage zurück, — ein russischer General stand an der Spitze der serbischen Armee und so viele russische Offiziere waren dort, — wie werden unsere Feinde höhnen, — und alle Welt hatte so große Hoffnungen auf Tschernajew gesetzt — ich selbst glaubte an seine Tüchtigkeit."

Er trat heftig mit dem Fuß auf den Boden und schüttelte unmuthig den Kopf.

Fürst Gortschakoff hatte den Brief gelesen und faltete denselben ruhig zusammen.

„Im Kriege, Majestät," sagte er, „spielt noch mehr als sonst der Zufall und das Glück, — deßhalb ist es mein Grundsatz, stets die letzte Entscheidung des Krieges so lange zurückzuhalten, bis alle Chancen des Erfolges so weit gewonnen sind, daß dem Glück nicht zu viel zu thun übrig gelassen wird und daß selbst der böseste Zufall nicht zu viel verderben kann.

In diesem Sinne wird unsere Politik nach Eurer Majestät Befehl geleitet," fügte er, halb zu Wladimir gewendet, hinzu, — „und die europäische Konferenz, welche ohne Zweifel von allen Mächten angenommen werden wird, muß ja die Einstellung der Feindseligkeiten mit sich bringen, welche England nicht erreichen konnte."

„Sie hören es," sagte der Kaiser mit einem flüchtigen Ausdruck leichter Verlegenheit, — „der Wunsch des Fürsten von Montenegro wird dadurch von selbst erfüllt und das arme Serbien vor weiterer Bedrohung gerettet werden, — Tschernajew hält ja noch die Positionen bei Alexinatz und das Innere des Landes ist dadurch geschützt.

„Sie haben den ganzen Feldzug der tapferen Montenegriner mitgemacht?" fragte er dann abbrechend.

„Zu Befehl, Majestät."

„Erzählen Sie mir ein wenig davon, — was ich von diesen wunderbar heldenmüthigen Kämpfen gehört habe, gemahnt mich an die alten Heldensagen — es liegt ein eigener Zauber wunderbarer Poesie auf diesem Volke der schwarzen Berge."

„Ja, Majestät," sagte Wladimir voll inniger Ueberzeugung, „und niemals kann ich Eurer Majestät genug danken für die Sendung, welche mir Gelegenheit gab, dieß Volk von Helden kennen zu lernen."

Er begann nun voll feuriger Begeisterung das Leben der Montenegriner zu schildern, — den Hof des Fürsten in seiner vornehmen Eleganz und seiner patriarchalisch einfachen Würde,

— die Kämpfe voll grauenhafter Erhabenheit in ihrer heldenmüthigen Hingebung und in ihrem bittern Haß, — er sprach mit tiefbewegter Stimme von dem alten Marco Petrovic und dem tapfern Nikola Martinovic, wie sie ihre Blutfehde aufgehoben um des Vaterlandes willen, und wie die holde Marica das Band der Versöhnung zwischen den feindlichen Häusern habe knüpfen sollen. Er erzählte von den Heldenthaten, die Nikola Martinovic gethan, — wie Marica dem Heere mit den Frauen von Montenegro gefolgt sei und wie endlich dennoch das blutige Verhängniß den edlen Nikola ereilt habe.

Ohne mit einem Worte den Antheil zu berühren, den er selbst so unmittelbar an allen diesen Ereignissen genommen, verlieh doch die mächtige Bewegung, welche ihn erschütterte, seiner Stimme einen wunderbar eindringenden Klang, und seinen Worten gab die Innigkeit seines eigenen Gefühls und das natürliche Feuer der jugendlichen Begeisterung für das Große und Edle eine so frisch und ursprünglich anklingende Poesie, daß des Kaisers Züge immer tiefere Rührung zeigten. Alexander's Augen, welche oft so erschreckend starr blicken konnten, daß sie bei aller sonstigen Verschiedenheit der Physiognomie und des Ausdrucks doch an den eisernen Nikolaus erinnerten, verschleierten sich in feuchtem Schimmer und selbst das meist so skeptisch ironische Gesicht des Reichskanzlers erleuchtete sich in warmer Theilnahme.

Als der junge Mann geendet, athmete der Kaiser tief auf und sagte:

„Ich danke Ihnen, Wladimir Ossipowitsch, — hätten Sie nicht soeben selbst erlebt, was Sie mir da erzählen, so würde ich glauben, ein Heldengedicht aus vergangenen Tagen gehört zu haben, deren poetisch verklärte Lichtgestalten man für eine Schöpfung der dichterischen Phantasie zu halten geneigt ist. Wahrlich," fuhr er lebhaft bewegt fort, — „hätte Gott mich nicht zum Herrscher des großen russischen Reiches bestimmt, so möchte ich wünschen, als Fürst der schwarzen Berge geboren zu sein. Wie schön, wie herrlich muß es sein," sagte er träumerisch, „über ein solches Volk zu herrschen, das den Stolz, den Muth und die Treue der antiken Helden mit der Einfalt und Reinheit der Kinder vereinigt, — einem solchen Volke sein ganzes Leben, seine ganze Kraft, seine ganze Liebe zu weihen — und dafür wieder Dank und Liebe zum Lohn zu empfangen, — Dank und Liebe," fügte er tief traurig hinzu, „von denen der russische Kaiser so wenig weiß!"

Er faltete die Hände und blickte schmerzlich seufzend vor sich nieder.

„O Majestät," rief Wladimir, — „ein großes Reich wie Rußland kann sich nicht schützen vor bösen Elementen, vor fremdem Gift, — aber aller Heldenmuth, alle Treue, alle kindliche Einfalt der Söhne der schwarzen Berge lebt auch im russischen Volke, das ja desselben Blutes ist und desselben Glaubens, — und wenn das russische Volk seinen Kaiser im heiligen Kampf an seiner Spitze sieht, so wird sich all' seine Liebe und all' seine Treue herrlich offenbaren, wie in den großen Zeiten der Vergangenheit."

„Eure Majestät haben mir oft nicht glauben wollen,“ sagte Fürst Gortschakoff, „wenn der Unmuth über Bosheit und Mißgunst Ihre Seele niederdrückte, — glauben Sie der Jugend, die in diesem Augenblick zu Ihnen spricht!“

„Ich will glauben — ich will hoffen — ich will nicht müde werden,“ erwiederte der Kaiser seufzend, — „Ihnen danke ich nochmals, Wladimir Ossipowitsch; — Sie haben,“ fuhr er fort, „nicht von sich selbst gesprochen, — aber Sie sind doch bei Allem, wovon Sie mir erzählt, dabei gewesen und Sie haben Ihren Platz an der Seite des Fürsten würdig ausgefüllt, wie er mir rühmend bezeugt, — so ist doch dort in den schwarzen Bergen die russische Armee ehrenvoll vertreten gewesen! — Haben Sie einen Wunsch, so sprechen Sie offen und frei, was Sie von mir erbitten mögen, soll erfüllt werden, wenn es in meiner Macht steht, Ihr Kaiser ist in Ihrer Schuld.“

Er reichte in einer unnachahmlichen Bewegung voll liebenswürdiger Verbindlichkeit und fürstlicher Hoheit dem jungen Manne die Hand.

Dieser küßte tief bewegt die kaiserliche Rechte. Frohe Hoffnung blitzte in seinen Augen auf.

„Ja, Majestät,“ rief er, — „ich habe einen Herzenswunsch, von dem das Glück meines Lebens abhängt, — ich habe eine Bitte, welche ein Wort meines gnädigen Kaisers erfüllen kann.“

„So sprechen Sie,“ sagte Alexander mit der warmen, herzlichen Freude, die ihn stets erfüllte, wenn er die Macht

der Herrschaft, deren Bürde ihn oft so schwer bedrückte, anwenden konnte, um Menschen glücklich zu machen.

„Majestät,“ erwiederte Wladimir nach kurzem Zögern, — „es gibt kein Geheimniß in Rußland vor dem Herrn Reichskanzler, was die Politik betrifft, — Seine Durchlaucht wird mir verzeihen, wenn ich eine Bitte, die nur mich ganz persönlich betrifft, als ein Geheimniß meines Herzens bewahren möchte, das ich nur meinem Kaiser anvertrauen darf.“

Der Fürst nickte dem jungen Manne freundlich zu.

„Gut,“ sagte der Kaiser; — „Sie haben,“ fügte er lächelnd hinzu, „in den schwarzen Bergen gelernt, dem Herrscher zu vertrauen — in Rußland hat man das vergessen, — nach der Tafel sollen Sie mir Ihre Bitte vortragen.“

Sein Gesicht verdüsterte sich wieder.

„Warum ist es nicht überall wie in Montenegro,“ sagte er traurig, — „wie ist es möglich gewesen,“ fragte er, unwillig die Augenbrauen finster zusammenziehend, „daß die Serben, auf die ich so viel Vertrauen setzte, so niedergeworfen sind, daß Tschernajew von den Türken immer und immer wieder geschlagen ist? Der russische Name hat dort für immer alles Vertrauen verloren!“ rief er, heftig mit dem Fuß auftretend.

„Ich habe kein Urtheil, Majestät, über die Zustände in Serbien und in der serbischen Armee,“ erwiederte Wladimir, — „aber ich habe einen Offizier jener Armee mitgebracht,

der zum Fürsten von Montenegro kam, um einen Vorstoß desselben zur Ablenkung der türkischen Macht zu erbitten, der unmöglich war, — er wird Eurer Majestät Frage besser beantworten können als ich."

„Einen serbischen Offizier?" fragte der Kaiser.

„Er ist ein Russe," sagte Wladimir, „Feodor Michaelowitsch Blagonow, — er war Musiklehrer in Petersburg und als Freiwilliger in die serbische Armee getreten."

„Ich will ihn hören," rief der Kaiser lebhaft, — „sagen Sie ihm, daß er sich bereit halte, — auf Wiedersehen bei Tisch!"

Wladimir grüßte militärisch und ging hinaus.

„Sie sehen, Alexander Michaelowitsch," sagte hierauf der Kaiser, „es hat Eile, — lassen Sie auf der Stelle an alle meine Botschafter den Befehl abgehen, die Konferenz und den Waffenstillstand für die Dauer derselben zu beantragen."

Er verabschiedete den Fürsten in gewohnter Herzlichkeit und ließ sich dann vor seinem Schreibtisch nieder, um noch die dort niedergelegte Privatkorrespondenz durchzusehen, die er mit fürstlichen Verwandten selbst unterhielt.

Eine Stunde später versammelte sich der Hof in der großen Galerie, welche als Speisesaal diente.

Die breiten Fenster dieses prachtvollen Raumes boten eine weite Aussicht über den Park hin. Ein Springbrunnen, dessen Wasser in ein breites Marmorbassin niederfiel, verbreitete frische Kühlung, darüber erhob sich eine wunderbar

schöne Statue der Penelope aus weißem Marmor — ein Geschenk der Kaufmannschaft von Odessa.

Die Tafel prangte im reichsten Blumenschmuck, und trotz der Einfachheit, welche auch in diesem Raum herrschte, fühlte man jenen unbeschreiblichen Hauch der Gegenwart der höchsten Macht und Autorität in der tiefen, ehrfurchtsvollen Stille rings umher, die nur durch die flüsternde Unterhaltung der Hofgesellschaft unterbrochen wurde.

Die Herren des kaiserlichen Dienstes erschienen hier in kleiner Uniform, die Damen in einfacher Gesellschaftstoilette, es wurde überall die Ungezwungenheit des Landaufenthalts festgehalten, — aber auch diese Ungezwungenheit war von der Etikette vorgeschrieben, und der Hof blieb derselbe, als ob die Herren in den reichgestickten Uniformen und die Damen in dem strahlenden Schmuck der Edelsteine erschienen wären.

Man sah hier den Minister des kaiserlichen Hauses, Grafen Adlerberg, mit seinem weichen, etwas apathischen Gesicht, das eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem des Kaisers zeigte, den Hofmarschall Fürsten Galitzin, die Oberhofmeisterin Gräfin Protassow, die Kammerherren und die Damen vom Dienst, die Flügeladjutanten, den Staatsrath von Hamburger, den deutschen Botschafter General von Schweinitz und den der Person des Kaisers Alexander attachirten deutschen Militärbevollmächtigten, Generalmajor von Werder, sowie den soeben angekommenen englischen Botschafter Lord Augustus Loftus. Die preußischen Generale

wurden mit dem artigsten Entgegenkommen von der ganzen Hofgesellschaft behandelt, — der General von Schweinitz in seiner militärisch festen und doch dabei hofmännisch geschmeidigen Haltung unterhielt sich mit der Oberhofmeisterin, welche ihm gegenüber ihre gewöhnlich so kalt hochmüthige Zurückhaltung abgelegt und eine fast vertrauliche Liebenswürdigkeit angenommen hatte, während der General von Werder in kameradschaftlich offener, heiterer Weise mit den Adjutanten plauderte. Lord Augustus Loftus fand sich von jener Atmosphäre eisiger Höflichkeit umgeben, welche jede Unterhaltung nach wenigen Augenblicken erstarren läßt und Denjenigen, den sie in ihren Bann einschließt, ebenso vollständig isolirt wie eine diamantene Mauer, — nur Herr von Hamburger hielt pflichtmäßig bei dem englischen Diplomaten aus und führte mit demselben eine gleichgültige, immer wieder zu Boden fallende und stets von Neuem aufgenommene Konversation, welche man nach den ernsten, fast feierlichen Mienen der beiden Herren für eine Erörterung der wichtigsten diplomatischen Fragen hätte halten können.

Den Gegenstand allgemeiner und um so eifrigerer Aufmerksamkeit, je mehr dieselbe jeden sichtbaren Schein von Neugier vermied, bildete Graf Wladimir Swiatowski, der allein in großer Uniform erschienen war, da er nicht zu der regelmäßigen Umgebung des Kaisers gehörte. Der junge Mann war der ganzen Gesellschaft bekannt, aber Niemand wußte sich seine plötzliche Ankunft und seine lange Audienz zu erklären, — es waltete hier ein Geheimniß, das jede zu=

dringliche Frage ausschloß, doch war es zweifellos, daß der früher nur als gewandter Tänzer und fröhlicher Gesellschafter bekannte Offizier sich einer außergewöhnlichen und unerklärlichen Gunst an allerhöchster Stelle erfreute. Die Adjutanten behandelten ihn auf dem Fuß einer vertraulichen Gleichheit, welche von Seiten der Umgebung der höchsten Herrschaften die größte Auszeichnung und die unbedingteste Anerkennung der persönlichen Bedeutung in sich schließt, — Graf Adlerberg drückte ihm flüchtig wie einem vertrauten Bekannten die Hand, — Jeder gab sich das Ansehen, als ob er seine Anwesenheit ganz natürlich fände und den Grund derselben vollkommen kenne; ja sogar die preußischen Generale, welche ja Alles, was an dem ihnen so genau bekannten Hofe vorging, bemerkten und beobachteten, blickten prüfend und forschend auf den schönen eleganten Offizier, der mit der bescheidensten Zurückhaltung auftrat und es nicht zu bemerken schien, daß er den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete.

Fürst Gortschakoff trat ein, — er begrüßte in seiner galanten Weise die Damen, drückte dem General von Schweinitz die Hand und trat dann zu Lord Loftus, denselben durch eine anscheinend zufällige Bewegung einige Schritte von der übrigen Gesellschaft fortführend.

Alle Gespräche wurden sofort noch lebhafter und eifriger, Niemand schien die Unterhaltung des Kanzlers mit dem englischen Botschafter zu bemerken, und doch erweckte dieselbe überall die höchste Spannung, denn unter der harmlosen

Heiterkeit, welche ausschließlich diesen ganzen Kreis zu beherrschen den Anschein hatte, lebte in Jedem der Anwesenden das Bewußtsein, daß man sich im Scheitelpunkt einer Krisis befinde, von deren Ausgang die Zukunft Rußlands und der Frieden Europas abhingen.

„Ich habe soeben," sagte Fürst Gortschakoff, dessen ruhig lächelndes Gesicht keinem der von allen Seiten verstohlen auf ihn gerichteten Blicke den geringsten Anhalt zu einer Vermuthung über den Inhalt der Unterredung gewährte, — „ich habe soeben auf Befehl Seiner Majestät die Vertreter Rußlands angewiesen, bei den Mächten eine Konferenz über die augenblickliche Kriegsfrage auf der Balkanhalbinsel anzuregen, welche die unmittelbare Einstellung der Feindseligkeiten den kriegführenden Theilen aufzuerlegen hätte. Da die Vermittlung, welche Ihre Regierung bisher so bereitwillig übernommen, ohne Resultat geblieben ist, so bin ich gewiß, daß England bereitwillig die Hand bieten wird, um weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun."

„Gewiß, ganz gewiß," sagte Lord Loftus, indem er mit seinen großen hellen Augen verwundert den Reichskanzler ansah, als suche er sich den Sinn der Worte desselben völlig klar zu machen, — „Eure Durchlaucht wissen, daß wir sehr sorgfältig die Grenze der Einmischung in diese traurig verwirrte Frage beobachten müssen, da wir um keinen Preis in die von ganz Europa anerkannten und garantirten Souveränitätsrechte der Türkei eingreifen dürfen, — soweit diese Rechte nicht berührt werden, wird meine Regierung sich

mit Freuden der Bemühung Europas zur Herstellung der Ordnung und vor Allem zur Sistirung des Blutvergießens anschließen. Ich bin," fügte er ein wenig zögernd hinzu, „von London aus darauf hingewiesen worden, daß die slavischen Komites, welche sich überall in Rußland gebildet haben und offen für den Krieg agitiren, eigentlich eine Verletzung der türkischen Souveränitätsrechte seien, und soll gelegentlich Eurer Durchlaucht den Zweifel anregen, ob die Duldung und Begünstigung jener Komites, deren sie sich von Seiten der kaiserlich russischen Regierung rühmen, mit der Neutralität vereinbar sei."

Fürst Gortschakoff sah den englischen Diplomaten so scharf und durchdringend durch seine goldene Brille an, um seine Lippen zuckte ein so bitter sarkastisches Lächeln, daß Lord Augustus Loftus einen Augenblick verwirrt die Augen niederschlug, — er fühlte, daß die Unterhaltung durch seine Bemerkung eine Wendung genommen habe, welche für den Ort derselben nicht geeignet sei.

Aber mit harmlos gutmüthigem Tone erwiederte der Fürst:

„Das ist ganz und gar auch unser Standpunkt, auch für uns ist die Souveränität eines europäischen Staates, der unser Nachbar ist, heilig und unantastbar, — Seine Majestät, mein allergnädigster Herr, hat Eurer Excellenz ja auch persönlich diese Versicherung ausgesprochen und sein Wort gegeben, daß, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, die Integrität und Selbstständigkeit der Pforte bei

ihm stets die höchste Achtung finden werde, und daß die russische Politik von den abenteuerlichen Eroberungsplänen vollständig fern sei, welche der blinde Haß unverständiger Feinde uns so oft in Europa zuzuschreiben geneigt ist —"

„Und meine Regierung," fiel Lord Loftus eifrig ein, „hat von dieser offenen, hochherzigen Erklärung Seiner Majestät mit hoher Freude und Dankbarkeit als von einer sicheren Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens Notiz genommen."

„Es gibt indeß," fuhr Fürst Gortschakoff wie beiläufig im gleichgültigsten Konversationstone fort, „Verhältnisse, unter denen auch die skrupulöseste Achtung vor den Souveränitätsrechten befreundeter Mächte die Pflicht nicht ausschließen kann, einen wohlgemeinten Rath über die Behandlung brennender Fragen zu ertheilen. Auch die englische Regierung, welche ja so gewissenhaft fremde Rechte achtet, glaubte sich zur Zeit des polnischen Aufstandes der Pflicht nicht entziehen zu können, uns einen solchen Rath zu ertheilen."

„Das war —" rief Lord Loftus unruhig.

„Das war freilich etwas Anderes," sprach Fürst Gortschakoff immer in demselben gleichgültigen Tone weiter, „denn damals handelte es sich um eine Provinz des russischen Reiches, während die Türkei mit einem Vasallenstaat unter einem eigenen Fürsten es zu thun hat; so daß vielleicht ein freundlich dringender Rath noch mehr Berechtigung und mit Rücksicht auf die Gefährdung des europäischen Friedens noch mehr Grund hat. Was die slavischen Komites betrifft,"

fuhr er achselzuckend fort, „so stehen diese auf derselben Stufe, wie damals die polnischen Komites, welche sich in England bildeten, — es ist das ein Ausdruck der Sympathie des Volkes, welcher sich der Einwirkung der Regierung entzieht. Die allgemeine Volksstimmung, deren Bedeutung ja vor Allem in England richtig gewürdigt wird, macht uns eine schnelle Vermittlung Europas zur Einstellung der Feindseligkeiten um so wünschenswerther, damit wir nicht gezwungen werden, einseitig Schritte zu thun, die vielleicht in Konstantinopel unangenehmer berühren könnten, als eine Intervention der europäischen Mächte.“

Er hatte die letzten Worte mit plötzlich angenommener hochernster Miene und scharfer Betonung gesprochen, und während Lord Loftus ganz verwirrt in einigen halbverständlichen Worten nochmals die Bereitwilligkeit der englischen Regierung versicherte, blickte der Fürst ruhig umher, — sein Auge haftete auf Wladimir, der in der Nähe stand, er grüßte denselben in einer Weise, daß der junge Mann nicht umhin konnte, näher heranzutreten. Der Fürst reichte ihm freundlich die Hand, und während Lord Loftus noch die verschiedenen Bemerkungen, die eine ganze diplomatische Note werth waren, in seinen Gedanken zu ordnen und zusammenzufügen bemüht war, befand man sich bereits in einer jener lebhaften, heiteren und doch innerlich so wenig bedeutenden Salonunterhaltungen, in denen der greise Reichskanzler ebenso Meister war, wie in dem präzisen, scharfen und feinen Ausdruck seiner politischen Ideen.

Die ganze Hofgesellschaft blickte mit größtem Erstaunen auf den jungen Offizier, der auf so unerklärliche Weise in der exklusiven und fast hermetisch abgeschlossenen kaiserlichen Residenz erschienen war und sich nun in so lebhaftem Gespräch mit dem allmächtigen Reichskanzler und dem englischen Botschafter befand, — das heißt mit den beiden Persönlichkeiten, von denen, wie man überzeugt war, in diesem Augenblick das Schicksal Europas abhing.

Der Fürst Galitzin stieß mit seinem Stab auf den Boden, — die Flügelthüren flogen auf und die kaiserlichen Majestäten, vom Thronfolger begleitet, traten ein.

Die Kaiserin war immer noch bleich und leidend, aber die Züge ihres Gesichts schienen, durch die reine, weiche Meeresluft belebt, frischer und jugendlicher, ihr Auge blickte kräftiger und freier und ihre Haltung war elastischer, wenn sie sich auch, ein wenig gebeugt, auf den Arm ihres Gemahls stützte.

Die ganze Gesellschaft verbeugte sich stumm, — der Kaiser und die Kaiserin wechselten einige Worte mit den fremden Diplomaten, während der Thronfolger ernst und fast finster seitwärts stand.

Dann führte der Kaiser seine Gemahlin zur Tafel, — man setzte sich und bald befand sich die ganze Gesellschaft in der lebhaften Unterhaltung, welche an den Hoftafeln so heiter und zwanglos erscheint und bei welcher doch Jeder aufmerksam den Worten der höchsten Herrschaften lauscht, um ja eine etwa an ihn gerichtete Anrede nicht zu überhören.

Als das Diner beendet war und die Kaiserin, wie sie zu thun pflegte, sich sogleich, vom Cesarewitsch geleitet, zurückgezogen hatte, entließ der Kaiser, nachdem der Kaffee im Garten vor der Galerie eingenommen war, die Gesellschaft früher als sonst und die Herren des Gefolges hörten, indem sie sich zurückzogen, noch die sonore, tiefe Stimme Seiner Majestät zu ihrer Verwunderung sagen:

„Bleiben Sie noch, Wladimir Ossipowitsch.“

Hochklopfenden Herzens wartete der junge Mann, bis Alle sich entfernt hatten, — denn trat der Kaiser zu ihm heran und sagte:

„Sie sprachen von einem serbischen Offizier, den Sie mitgebracht, — ist er hier?“

„Zu Befehl, Majestät, — er wartet draußen im Wachtzimmer.“

„Rufen Sie ihn, — ich will ihn sprechen.“

Wladimir eilte fort und kehrte nach kurzer Zeit mit Feodor Michaelowitsch Blagonow zurück.

Der Kaiser war ganz allein auf dem Platz vor dem Schlosse. Er ging sinnend an den Blumenbeeten auf und nieder; ein großer schwarzer Hund von jener riesigen, bärenähnlichen Rasse der Pyrenäen folgte ihm, ganz genau seine Schritte nach denen seines Herrn abmessend.

Die Abenddämmerung hatte sich herabgesenkt, die Fenster begannen sich zu erleuchten, die großen Kandelaber vor den Eingängen des Schlosses waren angezündet, ein stiller, lieblicher Frieden ruhte auf der ganzen Natur, der Mond stieg

am dunkelblauen Himmel wie eine mächtige Scheibe von rothem Golde empor.

Der Hund ließ, als die Schritte der Beiden auf dem Kiesweg knirschten, ein leises Knurren hören, — der Kaiser blieb stehen und richtete den Kopf auf. Schnell führte Wladimir Blagonow vor ihn hin.

Der Kaiser musterte den jungen Mann, welcher einen einfachen Salonanzug trug und wenig Militärisches in seiner Haltung zeigte, einige Sekunden mit seinen großen, starr blickenden Augen, dann sagte er freundlich und wohlwollend:

„Sie haben die künstlerische Beschäftigung mit dem Degen vertauscht, um für eine gute, auch in Rußland heilige Sache zu kämpfen, — das ist ehrenvoll, und um so höher ist es anzuerkennen, daß Sie, des Kriegsdienstes ungewohnt, sich ausgezeichnet haben."

Blagonow war durch den Eindruck der persönlichen Erscheinung des Monarchen, der ihm so einfach und doch so ruhig und sicher von der Höhe des Bewußtseins seiner erhabenen Stellung herab entgegentrat, tief erschüttert, er erbleichte und erröthete in schnellem Wechsel und suchte vergebens nach Worten, um auf die Anrede des Kaisers zu erwiedern.

„Sie waren bei der serbischen Armee," fragte der Kaiser schnell weiter, — „wie war es möglich, daß dieselbe so unerhörte Niederlagen erlitt — Schlag auf Schlag, — während doch das so viel kleinere und ärmere Montenegro so glänzend

aus dem Kampfe hervorging? Sprechen Sie offen, — ich will Alles wissen, — liegt die Schuld an meinen Offizieren — an der serbischen Regierung oder an dem Material der Armee?“

Er wendete sich, während er sprach, dem Garten zu und schritt, den beiden jungen Leuten winkend, ihn zu begleiten, auf der Terrasse weiter fort. Wladimir trat zur Rechten des Kaisers, Blagonow zu dessen linker Seite, und so schritten diese drei Personen, ohne jede andere Begleitung als den großen Hund, durch den stillen Garten, auf welchen der immer höher heraufsteigende Mond und die immer heller glänzenden Sterne herabblickten. Tiefes Schweigen herrschte rings umher, nur der Abendwind hauchte leise durch die Blätter und von fernher rauschte das Meer herauf wie der regelmäßige Athemzug der entschlummerten Natur, — Niemand durfte dem Theil des Gartens nahen, in welchem der Kaiser wandelte, — nur zwischen den Gebüschen versteckt fortgleitend hätte ein besonders scharfes Auge verschiedene Gestalten in Gärtnertracht erblicken können, welche in einiger Entfernung dem Kaiser folgten, — es waren die Beamten der geheimen Polizei, denen die Ueberwachung der allerhöchsten Person anvertraut war.

„Majestät,“ sagte Blagonow, neben dem Kaiser herschreitend, — „ich bin wohl kaum geeignet, die mir gestellte Frage erschöpfend zu beantworten, — ich bin ein Künstler, — niemals Soldat gewesen und daher kaum in der Lage, ein militärisches Urtheil abzugeben.“

„Gerade weil Sie nicht Militär vom Metier sind,“ erwiederte der Kaiser, „liegt mir um so mehr an Ihrem Urtheil, — Sie werden unparteiisch sein, — würde ich einen russischen Offizier fragen, so würde er alle Schuld auf die Serben schieben, und umgekehrt würde ein Serbe die russische Führung verurtheilen. Es ist ja so schwer, die Wahrheit zu erfahren,“ sagte er seufzend, — „von Ihnen werde ich sie hören.“

„Da Eure Majestät befehlen,“ erwiederte Blagonow, „so muß ich meine unmaßgebliche Meinung aussprechen, — ich bin überzeugt, daß beide Theile die Schuld trifft.“

„Und worin?“ fragte der Kaiser lebhaft.

„Die serbische Armee,“ sagte Blagonow, der immer mehr ruhige Sicherheit gewann, „war nicht vorbereitet zu einem so ernsten Kampf, — ja sie war wohl eigentlich kaum eine Armee zu nennen. Das stehende Heer besaß keine Ordnung und Disziplin, — es bot in keiner Weise die feste Form dar, um die Freiwilligen aufzunehmen und zu einem wirklich militärischen Körper zu verbinden und zu organisiren. Und diese Freiwilligen — wenn man sie so nennen kann, denn sie wurden von den Regierungsorganen oft sehr wider ihren Willen zum Eintritt in die Armee gedrängt — waren keineswegs geeignet, gute Soldaten zu sein. Die serbischen Bauern lebten vor dem Kriege friedlich, ruhig und glücklich, meist in ziemlichem Wohlstande; traten sie in die Armee, so setzten sie nicht nur ihr Leben ein, sondern verloren auch so gut wie gewiß ihre ganze Habe und sahen ihre Familien in das tiefste Elend versinken, und blieben sie auf

ihren Höfen, so mußten sie die Frucht ihrer Arbeit dem Kriege opfern, — das Verpflegungswesen war gänzlich ungeordnet, man nahm ohne Eintheilung und Ueberlegung, wo man etwas fand, die kleinen Ackerpferde, für welche kaum noch Futter übrig blieb, wurden zu Grunde gerichtet durch die unablässigen Fuhren, und Viele, die anfangs zurückgeblieben waren, meldeten sich, wenn sie all' ihren Besitz verloren hatten, in bitterer Verzweiflung zum Eintritt in die Armee, um nun auch ihrerseits plündern zu können. Dazu kommt, daß der Charakter des serbischen Volkes, namentlich der Landbevölkerung, sanft, weichlich und apathisch ist, — es mag die lange Unterdrückung durch die türkische Herrschaft dazu beigetragen haben, — ein Volk mit solchem Charakter, wie ich ihn bei den serbischen Bauern gefunden, ist nicht geeignet, einen Krieg auf das Aeußerste zu führen, namentlich wenn der Einzelne weiß, daß er auch bei dem Siege nichts erreicht als größere Armuth und größeres Elend. Was in Montenegro möglich war, konnte in Serbien nicht geschehen, — dort ist jeder Mann geborener Krieger, der Kampf ist seine Freude und er findet, sobald der Fürst zu den Waffen ruft, seinen Platz in der vortrefflichen, jedem Einzelnen bekannten und gewohnten Militärorganisation des Landes. Was der Fürst von Montenegro unternehmen und durchführen konnte, war für den Fürsten von Serbien verhängnißvoll — und hierin lag der schwere Fehler, der dem jungen, unerfahrenen Fürsten weniger zur Last fällt als seinen Räthen. Man hat einen Krieg um die Existenz be-

gonnen, ohne die Mittel dazu zu besitzen und ohne für die Bereitstellung dieser Mittel mit dem nöthigen Eifer und Nachdruck zu arbeiten. Die Regierung hätte den Volkscharakter kennen und deßhalb um so entschiedener die militärische Organisation der Armee betreiben sollen. Aber nichts war geschehen, — die Proviantzüge waren nicht da, wo sie sein sollten, und am schlimmsten war es mit der Verpflegung der Verwundeten bestellt. Die Verbandmittel und die Aerzte waren meist im Innern des Landes zurück, weil im Transport keine Ordnung bestand, und es war bei der Hülflosigkeit der Kranken fast besser, sofort getödtet als verwundet zu werden. Daher kam es denn auch, daß die Soldaten massenhaft desertirten und sich bei den ersten Schüssen des Feindes zur Flucht wendeten."

„Ich sehe," sagte der Kaiser, der aufmerksam zugehört hatte, „daß Sie gut beobachtet haben, — wir sind getäuscht worden, man hatte berichtet, daß Serbien vollständig gerüstet sei und daß es nur an der obersten Führung und an geschulten Offizieren fehlte."

Der Kaiser ging nachdenklich eine Strecke weiter.

Man war, auf der Terrasse fortschreitend, an einen Bogengang gekommen, der von feinen gußeisernen Säulen getragen und von Schlingrosen überzogen war. Diese Rosen, eine besondere Gattung mit weißen und hellgelben Blüten, welche noch in vollem Flor standen, verbreiteten einen wunderbar süßen und aromatischen Duft, — zwischen den Säulen hindurch blickte man weit in die Ferne hinaus.

Der Kaiser setzte sich auf einen von gußeisernen Stäben geflochtenen Lehnstuhl unter dem letzten Bogen der Terrasse nieder und blickte eine Zeitlang über die Landschaft hin.

Der Blick von dieser Stelle aus war von zauberischer Schönheit.

Unmittelbar im Vordergrunde lag der Weinberg mit seiner Plattform, — nach der andern Seite hin sah man die weite Meeresfläche mit ihrem vom Monde versilberten leicht bewegten Wellenspiel bis zum senkrecht abfallenden Vorgebirge Ai-Todor. Am Ufer erhoben sich die prachtvollen Villen und Schlösser, Orianda, die Villa der Großfürstin Helene, mit seinen gigantischen Felsen, die, wie von unsichtbarer Hand gehalten, über dem Meere hängen, Gasgra mit seinen Gärten, Mischkar, Kurais, wo einst die Frau von Krüdener zur Zeit Alexander I. wohnte — und endlich Alapka, die Perle der Krim. Auf einem der Felsen des Ufers ragte zwischen dunklem Nadelholz ein weißer Leuchtthurm empor und warf einen hellen Lichtstreifen weit über das Meer hin, während der Mond alle Berge und Schluchten des Ufers, alle Felsen und blühenden Gärten mit seinem phantastischen Licht übergoß.

Der Kaiser schien bei dem Anblick dieses wunderbar schönen Bildes Alles zu vergessen, das Mondlicht spiegelte sich in dem feuchten Schimmer seines Auges wieder. Die beiden jungen Leute standen zur Seite, auch auf ihren Gesichtern zeigte sich der Eindruck der ergreifenden Schönheit der Natur, — sie wagten kaum durch ihre Athemzüge die feierliche, tiefe Stille zu unterbrechen.

„Wie schön!“ flüsterte der Kaiser, — „warum senkt sich der Frieden, dieser höchste Segen Gottes, nur so selten auf die Erde herab, — was nützt alle Macht und Herrlichkeit, wenn es nicht gelingt, ihn festzuhalten zum Heil der Menschheit?“

Eine leichte Bewegung ließ Wladimir's Säbel klirren, — der Kaiser blickte wie aus einem Traum erwachend auf, schmerzlich zuckte sein Gesicht, — der Anblick der beiden Offiziere erinnerte ihn wieder an das wirkliche Leben, das er so gern in seinen Träumen vergaß.

„Nun aber, Feodor Michaelowitsch,“ sagte er, das Gespräch wieder aufnehmend, — „woher kommt es, daß alle diese Mängel in der serbischen Armee nicht verbessert sind, daß man dennoch so unüberlegt den Krieg begonnen, — dazu waren ja Tschernajew und die russischen Offiziere da, — sie hätten den Fürsten aufklären, — die Armee erst bilden sollen.“

„Ich wage es nicht, Majestät,“ erwiederte Blagonow, „über einen so berühmten Feldherrn wie den General Tschernajew ein Urtheil zu fällen, — aber die sämmtlichen russischen Offiziere haben, wie es mir hat scheinen wollen, den ganzen Krieg zu sehr als eine Art von militärischem Sport behandelt; weil es nicht um Rußland unmittelbar sich handelte, so lag ihnen Allen mehr an der Aufregung und Unterhaltung des Krieges, als an dem Erfolg, — es fehlte ihnen das ernste Bewußtsein, daß es sich um die Existenz eines Volkes handelte, — und was diesem Volke an mili-

tärischer Tüchtigkeit fehlte, das haben sie bespöttelt und verhöhnt, ohne ernstlich daran zu denken, es zu verbessern. So wurden sie denn den serbischen Offizieren und Truppen immer mehr entfremdet und verloren zuletzt die Macht, einzuwirken. Dazu kam, daß die ohnehin nicht starke Armee da kein Führer sich dem andern unterordnen wollte, in lauter einzelne Abtheilungen zersplittert wurde und daß der General Tschernajew die Führung des Ganzen verlor, — ja eigentlich niemals besaß."

„Es war seine Sache, diese Führung zu gewinnen, — festzuhalten um jeden Preis, — oder den Kampf nicht zu beginnen," sagte der Kaiser finster, — „wie viel Blut ist da vergossen ohne Gewinn für das arme serbische Volk — ohne Gewinn für die Ehre Rußlands!"

„Majestät," rief Blaganow, — „es gilt jetzt, das arme Volk zu retten vor der furchtbarsten Gefahr, — vor der türkischen Rache, die Alles, was noch von Serbien existirt, mit Vernichtung bedroht, — es mag vermessen sein, was ich wage, — aber ich rufe Eurer Majestät zu: retten Sie Serbien, — denn wenn wirklich der Untergang dieses armen Volkes sich vollzieht, so wird sein letzter Todesschrei ein Fluch über Rußland sein!"

Der Kaiser stand auf und ging bewegt auf und nieder.

„Es ist Alles geschehen," sagte er endlich mit gepreßter Stimme, „um den Kampf zu beenden."

„So gebe der Himmel," erwiederte Blagonow traurig, „daß die Hülfe bald komme — oder ganz Serbien wird

eine einzige große Grabstätte voll Schutt und Trümmern sein.“

Der Kaiser trat an den Rand der Terrasse und blickte lange sinnend über das mondbeglänzte Meer hin. Dann wendete er sich mit milder Freundlichkeit zu Wladimir und sagte:

„Sie hatten mir eine Bitte vorzutragen — sprechen Sie! — Ich danke Ihnen,“ fügte er, zu Blagonow gewendet, hinzu, — „Ihre Mittheilungen sind mir von großem Interesse gewesen; bleiben Sie im Schlosse, — ich werde Ihnen meine weiteren Befehle zugehen lassen.“

Er machte eine entlassende Handbewegung, — Blagonow verbeugte sich und wollte sich entfernen. Schnell aber rief Wladimir:

„Ich bitte Eure Majestät um die Gnade, daß Feodor Michaelowitsch bleiben dürfe — meine Bitte betrifft auch ihn.“

Der Kaiser sah ihn verwundert an und sagte:

„So sprechen Sie!“

„Vielleicht erinnern sich Eure Majestät,“ begann Wladimir, während Blagonow in zitternder Erwartung näher herantrat, „daß meine Verlobung mit der Tochter des Fürsten Kudiakow-Newolenski soeben geschlossen war, als —“

„Ich erinnere mich,“ fiel der Kaiser ein, — „eine vortreffliche Verbindung, die meine volle Billigung hat.“

„Vortrefflich in jeder Beziehung,“ sagte Wladimir, — „bis auf die Herzen und ihr Glück!“

Der Kaiser wurde ernst.

„Weiter!“ sagte er streng.

Nun erzählte Wladimir, immer mehr sich erwärmend, wie er der von dem Fürsten und seiner Mutter beschlossenen Verbindung zugestimmt habe, ohne sich klare Rechenschaft über die Folgen eines solchen Schrittes zu geben, — er erzählte von seiner Begegnung mit Marica, — von seiner Liebe zu ihr, — von der erschütternden Szene unter dem Felsblock, der unter Nikola's Hand verderbendrohend über seinem Haupte schwebte, — endlich von dem Vermächtniß des sterbenden Nikola Martinovic, — und mit zitternder Stimme, seine militärische Haltung vergessend und die Hände bittend zu dem tief bewegten Kaiser erhoben, rief er:

„Nun, Majestät, bitte ich meinen allergnädigsten Kaiser, das erlösende, beglückende Wort in dieser bangen Verwirrung zu sprechen, — Ihrem Worte wird meine Mutter und der Fürst sich beugen, — Ihr Wort wird mir die Freiheit, das Glück, den Lebensmuth wiedergeben. Ich werde arm sein,“ fügte er mit stolzer, freudiger Miene hinzu, — „aber ich verlange keinen andern Reichthum, als meinem Kaiser und meinem Vaterlande zu dienen, mein Name bedarf des goldenen Glanzes nicht und ich werde seiner würdig bleiben, — ich flehe Eure Majestät an, mich von den Fesseln zu lösen, die ich nicht tragen kann, und durch Ihr gnädiges Fürwort mir die Liebe und den Segen meiner Mutter zu erhalten.“

Der Kaiser blickte den in seiner glühenden Erregung doppelt schönen jungen Mann voll inniger Theilnahme an. Dann aber wurden seine Züge wieder ernst und streng.

„Und die Tochter des Fürsten?“ fragte er, — „auch ihr Herz hat sein Recht, — auch sie ist ein Kind meines Landes, dessen Glück und Frieden ich nicht zerbrechen darf.“

„O Majestät,“ rief Wladimir, — „auch sie wird ihrem Kaiser danken, — sie hat sich in finsterer Ergebung dem Beschluß ihres Vaters gebeugt, der ihr Glück zertrümmerte, — ihr Herz ist mir fremd, — sie liebte, ehe sie mich sah, einen Andern, — hier Feodor Michaelowitsch ist es, dem ihre Liebe gehört und der hinauszog in seiner Verzweiflung, um den Tod zu suchen, — ein wunderbarer Zufall hat uns zusammengeführt —“

„Eine Fügung Gottes,“ unterbrach ihn Blagonow mit feierlichem Ernst.

Ein mildes Lächeln flog über das Gesicht des Kaisers.

„Die Liebe findet die Fügung Gottes in Allem, was ihren Wünschen dient,“ sagte er, — „nun, das ist ja ein ganzer Roman, und ich soll dazu die Lösung bringen?“

„Eure Majestät haben mir gnädigst erlaubt, zu bitten,“ erwiederte Wladimir, — „was mein erhabener Herr beschließen wird, werde ich in Demuth annehmen.“

„Ich habe keine Bitte gewagt,“ sagte Blagonow finster, — „selbst Eurer Majestät Macht kann die Scheidewand nicht niederwerfen, die mich von dem süßen Traume meines Glückes trennt, — aber das schwöre ich Eurer Majestät, daß es nicht die Erbin des Fürsten Kudiakow ist, die ich liebe, und daß ich Marpha Nikolajewna ebensosehr lieben würde, wenn sie die Tochter des ärmsten Bettlers in Rußland wäre.“

„Sie haben wenig Vertrauen zu der Macht Ihres Kaisers,“ erwiederte Alexander, — „freilich soll der Kaiser,“ fügte er ernst hinzu, „Schranken achten, durch welche die Vorsehung die Menschen geschieden — denn was wäre der Thron, wenn diese Schranken fielen!“

Er wendete sich sinnend ab und blickte lange in die mondbeglänzte Landschaft hinaus.

Als er wieder zu den beiden jungen Leuten trat, schimmerten seine Augen feucht.

„Gott hat die Erde den Menschen zur Freude so herrlich geschmückt, — und doch, wie wenig Glück und Freude finden sie — durch eigene Schuld. — Nun, heute soll diese herrliche Natur mich mahnen an die Pflicht des Herrschers, nicht bloß das Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes, sondern auch der Bote seiner Liebe, der Verwalter seiner Gnade zu sein. Unter so vielen, die leiden, sollen zwei Herzen wenigstens glücklich werden, — möchtet ihr es verstehen, das Glück festzuhalten, das ich euch geben will, und vergeßt niemals, mir dadurch zu danken, daß ihr allen Unglücklichen, denen ihr begegnen werdet, helft, so weit eure Kräfte reichen. — Ich werde mit dem Fürsten Nikolai Feodorowitsch sprechen, und ich glaube,“ fuhr er lächelnd fort, „wir werden uns verständigen zu eurer Zufriedenheit. — Sie werden freilich das Vermögen verlieren, das Ihre Braut Ihnen zugebracht hätte, Wladimir Ossipowitsch, — aber, soviel ich gehört, bedürfen die Güter Ihrer Familie nur einer Nachhülfe und der Kaiser wird dasselbe für Sie thun können, was der Fürst

gethan hat, — nach der Probe, die Sie abgelegt, bin ich um Ihre Carrière nicht besorgt, — Sie bleiben vorläufig als Ordonnanzoffizier meiner Person attachirt, wir werden dann später sehen, was weiter zu thun ist."

„Majestät," stammelte Wladimir, — „das ist zu viel Gnade!"

„Feodor Michaelowitsch," sagte der Kaiser, Wladimir's Dank mit einer freundlichen Handbewegung zurückweisend, — „Sie sind Soldat geworden, um den Tod zu suchen, — Sie haben ehrenvoll Ihre Pflicht gethan und sollen das Glück finden, das Sie für immer verloren glaubten. Ich erhebe Sie in den erblichen Adelstand des Reiches und will selbst Ihr Freiwerber um die Tochter des Fürsten Kudiakow sein, — den Degen, den Sie in der Verzweiflung ergriffen und ehrenvoll geführt, sollen Sie weiter tragen, — ich werde Sie in eines meiner Garderegimenter einstellen — und an Ihnen wird es sein, den Fürsten stolz auf seinen Schwiegersohn zu machen. — Seid ihr zufrieden?" fragte er mit milden, glücklich strahlenden Blicken.

Wladimir ergriff, in überströmendem Gefühl die Etikette vergessend, des Kaisers Hand und drückte sie an seine Lippen.

Blagonow's Augen flammten in düsterer Glut auf, — seine Brust arbeitete mächtig, — es schien, als ob irgend ein schweres, verhängnißvolles Wort sich von seinen Lippen losringen wolle, — da näherten sich schnelle Tritte auf dem Wege vom Schlosse her, — der große Hund des Kaisers erhob schnuppernd und leise knurrend den Kopf.

„Der Fürst-Reichskanzler bittet in dringender Angelegenheit um gnädiges Gehör," meldete der eilig herantretende Flügeladjutant vom Dienst.

Unmittelbar hinter ihm erschien im dämmernden Mondlicht die Gestalt des Fürsten Gortschakoff.

„Was gibt es, Alexander Michaelowitsch?" rief der Kaiser unruhig.

„Soeben ist eine Depesche des Fürsten von Serbien eingegangen," erwiederte der Reichskanzler, — „die letzten serbischen Positionen bei Alexinatz sind von den Türken erstürmt —"

„O mein Gott," rief Blagonow schmerzlich, — „dann ist Alles verloren, was von dem armen Lande noch übrig war, — Abdul Kerim's Schaaren werden bald eine Wüste aus Serbien gemacht haben, die zugleich das Grab seiner unglücklichen Bewohner sein wird."

„Der Fürst Milan," fuhr der Reichskanzler fort, „fleht Eure Majestät um Hülfe an; nur ein schneller Waffenstillstand kann Rettung bringen, — der Fürst ist bereit, sich selbst zu opfern, und bittet nur um Schutz für sein Volk, das ja für eine auch in Rußland heilige Sache in den Kampf zog."

Tief erschüttert trat der Kaiser wieder an den Rand der Terrasse.

„Hier," sagte er leise, „der Frieden — die Ruhe — die freundliche Schönheit und das Glück, — dort der Hülferuf eines in Todesangst verzweifelnden Volkes! — Was wäre

die Macht der Herrschaft, welche Gott in meine Hand gelegt, wenn ich nicht im Stande wäre, ein ganzes Volk vor furchtbar schauerlicher Vernichtung zu retten, wie ich eben zwei einzelne Menschenherzen glücklich gemacht. Mag kommen, was da wolle, — Gott wird — Gott muß der gerechten Sache den Sieg verleihen, — der Würfel ist geworfen!"

Er trat zu dem Fürsten Gortschakoff zurück, — feierlicher Ernst lag auf seinen Zügen, muthige Entschlossenheit blitzte aus seinen Augen, — er fragte den Reichskanzler nicht um seine Meinung, wie er stets bei allen politischen Meldungen zu thun pflegte, sondern sprach mit lauter, volltönender, weithin vernehmbarer Stimme:

„Telegraphiren Sie an den Grafen Ignatiew, Alexander Michaelowitsch, er soll auf der Stelle in meinem Namen vom Sultan die Annahme des Waffenstillstandes binnen achtundvierzig Stunden verlangen, und wenn dieselbe abgelehnt oder eine ausweichende Antwort ertheilt wird, mit dem ganzen Botschaftspersonal Konstantinopel verlassen."

Fürst Gortschakoff verneigte sich, — der Ton dieses Befehls schloß jede Bemerkung aus, auch wenn der Fürst eine solche zu machen geneigt gewesen wäre.

„Man soll Alles zu meiner Rückreise nach Petersburg vorbereiten," befahl der Kaiser weiter, — „die Zeit der Erholung ist vorbei, — die Pflicht tritt in ihre Rechte."

Er winkte den Adjutanten heran.

„Der Lieutenant Graf Swiatowski ist zu meinem Ordonnanzoffizier ernannt und gehört zu meinem Gefolge, — auch Feodor Michaelowitsch Blagonow, der in der serbischen Armee mit Auszeichnung gedient," fügte er, auf den in tiefer Bewegung dastehenden jungen Mann deutend, hinzu, „soll mit mir nach Petersburg zurückreisen."

Er grüßte Wladimir und Blagonow und ging dann, den Reichskanzler in lebhaftem Gespräch mit sich führend, zum Schlosse zurück.

Am Eingang entließ er den Fürsten mit dem Befehl, die Depesche an den Grafen Ignatiew aufzusetzen.

Dann begab er sich in das matt erleuchtete Zimmer seiner Gemahlin.

Die Kaiserin lag auf einem Divan, — der Großfürst-Thronfolger saß neben ihr und las ihr vor, von Zeit zu Zeit die fieberwarme Hand seiner Mutter drückend.

Der Kaiser trat ernst heran und theilte seiner Gemahlin und seinem Sohne den eben gefaßten Entschluß mit.

Mit einem jubelnden Ruf sprang der Cesarewitsch auf und küßte die Hand seines Vaters, — mit glücklich aufleuchtenden Blicken sagte die Kaiserin:

„Gott segne Dich, mein Gemahl, — Du wirst der Befreier der Armen sein, die um Christi willen leiden, und mein letzter Hauch wird dem Gebet gehören, daß Gott Dich mit dem Kranze des Sieges krönen möge!"

Die Rosen dufteten herein, im Silberglanz des Mond-

lichts rauschte das Meer, in den tiefen Frieden hinein zog der erste Hauch des aufsteigenden Wettersturmes, der Europa erbeben lassen sollte, — aber dieser Hauch, der Tod und Verderben über so viele Menschenherzen herbeiführte, ließ das Gesicht der kranken Kaiserin in verklärter Freude aufleuchten.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ganz Petersburg befand sich in fieberhafter Aufregung. Der Kaiser wurde erwartet, nachdem der Telegraph bereits die Kunde gebracht, daß Seine Majestät in Moskau an die Vertreter des Adels und der Bürgergilden eine Ansprache gehalten, welche fast einer Kriegsverkündigung gleichkam und in welcher er für den Fall der Ablehnung seiner in Konstantinopel zu Gunsten der christlichen Balkanvölker gestellten Forderungen die Entscheidung durch die Waffen in Aussicht gestellt hatte. Zugleich waren eine ganze Reihe von Verordnungen bekannt geworden, welche eine allgemeine Mobilisirung der gesammten Armee bezweckten, und so ernste Vorbereitungen, so kriegerische Worte ließen bei dem zögernden, friedensliebenden Charakter des Kaisers keinen Zweifel bestehen, daß die Lage eine höchst ernste sei und daß man in den maßgebenden Kreisen selbst an einen friedlichen Ausgleich nicht mehr glaube. Die Zeitungen führten eine höchst aufregende Sprache, und die slavischen Komites waren unermüdlich thätig, um in allen öffentlichen Lokalen die patriotische Erregung des Volkes immer mehr

zu flammender Kriegsbegeisterung zu entzünden. Vor allen Restaurants, allen Bierhäusern und Theeschenken sah man dicht gedrängte Gruppen stehen und in lauten Gesprächen sich mit einander unterhalten oder einzelnen Personen lauschen, welche auf Tische oder Mauervorsprünge gestiegen waren und mit lebhaften Gestikulationen sprachen oder Artikel aus den eben ausgegebenen Tagesblättern vorlasen. Die Politik, welche sonst in Petersburg nur den Gegenstand flüsternder Gespräche zu bilden pflegt, war in Aller Munde, und die breiten Straßen mit den durcheinander drängenden, laut sprechenden Menschenmassen glichen fast den Pariser Boulevards während unruhig bewegter Zeiten. Indeß aber in Paris die aufgeregte Bewegung des Volkes sich fast immer gegen die Regierung richtet und die monarchischen oder republikanischen Machthaber zittern läßt, strömte hier in Petersburg Alles von patriotischer Begeisterung und liebevoller Hingebung für den Kaiser über, der, wie man allgemein freudig ausrufen hörte, nun auch der Befreier der slavischen Brudervölker werden sollte, nachdem er den eigenen Unterthanen das entwürdigende Joch der Leibeigenschaft abgenommen hatte. Dazwischen mischten sich zornige Verwünschungen gegen die übermüthigen, grausamen Bassurmanen, wie das russische Volk die Türken zu nennen pflegt, sowie gegen deren hinterlistige Freunde und Beschützer, die Engländer, und wer in diesem Augenblick einen Zweifel an dem Kriege und an dem Siege der russischen Waffen oder eine ungünstige Kritik der Maßregeln des Kaisers und seiner Re-

gierung auszusprechen gewagt hätte, wäre ohne Zweifel von dem aufgeregten Volke übel behandelt worden.

Nicht mindere Aufregung als auf den Straßen herrschte auch in dem Palais des Fürsten Kudiakow-Newolenski. Wladimir hatte dem Fürsten und seiner Mutter von Livadia aus kurz angezeigt, daß er im Gefolge Seiner Majestät nach Petersburg zurückkehren und alles Uebrige mündlicher Mittheilung vorbehalten werde.

Diese erste Nachricht, welche von dem jungen Manne anlangte, hatte den Fürsten Nikascha in eine ungeheure Aufregung versetzt. Er hatte sogleich der Gräfin Swiatowski, die mit Marpha noch immer in Wolotschina weilte und die Verbesserungen der Güter leitete, welche durch die von dem Fürsten vorgestreckten Kapitalien schnellen und überraschend günstigen Erfolg brachten, einen Boten gesendet mit der dringenden Bitte, sogleich nach Petersburg zu kommen, um ihren Sohn dort zu empfangen. Er hatte die Gräfin zugleich dringend ersuchen lassen, in seinem Hause abzusteigen, da die neue glänzende Einrichtung des Swiatowski'schen Palais noch nicht ganz vollendet war, und die Gräfin war denn auch sogleich angekommen, — selbst brennend vor Ungeduld, den geliebten Sohn nach so langer Abwesenheit wiederzusehen und etwas über seine inzwischen erlebten Schicksale zu hören, die ja nach der hohen Auszeichnung, die ihm widerfahren, eine überaus günstige Wendung genommen haben mußten.

Der Fürst Nikascha verbrachte die Tage bis zur Ankunft

des Kaisers zum größten Theil mit Visiten, die er unermüdlich in allen Häusern der ersten Gesellschaft machte, um in jedem Salon nach den ersten allgemeinen Redensarten wie beiläufig, aber mit strahlendem Gesicht und ringsumher nach dem Eindruck seiner Worte spähenden Blicken, die Bemerkung hinzuwerfen, daß er, noch freudig bewegt, der Rückkehr des Hofes entgegensehe, da sein künftiger Schwiegersohn, der lange in geheimer Sendung abwesend gewesen, sich ebenfalls in Livadia befinde und mit Seiner Majestät zurückkehren werde. Diese Mittheilung verfehlte denn auch ihres Eindrucks, zur großen Befriedigung des Fürsten, nicht, und die neue Gunst, welche auf den jungen Gardeoffizier herabstrahlte, würde noch mehr den Gegenstand des allgemeinen Interesses gebildet haben, wenn nicht vor den unmittelbaren politischen Tagesfragen, die Jedermann in Anspruch nahmen, alles Uebrige in den Hintergrund getreten wäre.

Die Damen hielten sich im Hause zurückgezogen, denn die Gräfin wollte erst nach der Rückkehr ihres Sohnes die Gesellschaft aufsuchen, um das junge Paar vorzustellen. Sie war, so sehr sie auch die sichtbar ihrem Sohne zugewendete kaiserliche Gnade erfreute, doch von bangen Zweifeln über sein künftiges Glück erfüllt und sah seiner Ankunft voll Unruhe und Ungewißheit darüber entgegen, wie sich das Verhältniß zwischen ihm und Marpha gestalten werde.

Sie hatte den ganzen Sommer über mit Marpha in der durch die ländliche Einsamkeit bedingten Intimität gelebt, dennoch aber war ihr das junge Mädchen ein Räthsel ge=

blieben, zu dem sie vergebens den Schlüssel suchte. Die fast abstoßende Kälte, welche Marpha ihr in den ersten Tagen gezeigt, war zwar allmälig verschwunden und hatte einer immer sichtbarer hervortretenden kindlichen Hingebung Platz gemacht. Die ruhige Würde und Sicherheit der vornehmen Dame, das liebevolle Entgegenkommen der älteren, vielerfahrenen und vielgeprüften Frau hatte auf das junge Mädchen, das so lange ohne allen weiblichen Umgang aufgewachsen war, einen tiefen und wohlthuenden Eindruck gemacht. Sie bewies der Gräfin in täglich sichtbarer hervortretender Annäherung ehrfurchtsvolle Liebe, und es schien ihr eine Freude zu sein, den sanften und freundlichen Mahnungen und Rathschlägen der überlegenen, sie fast unmerklich leitenden Frau zu folgen. Was Madame Lalande vergeblich versucht hatte, gelang der Gräfin in kurzer Zeit, Marpha nahm unwillkürlich das Wesen vornehmer Weiblichkeit an, in der ihr die Gräfin ein so vollendetes Beispiel zeigte. Sie beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten, sie schweifte nicht mehr einsam in Feld und Wald umher, sie las die Bücher, welche die Gräfin ihr auswählte, und erwies ihr mit liebevoll freudigem Eifer alle jene kleinen Dienste und Aufmerksamkeiten, welche die Jugend dem Alter schuldig ist. Sie nahm an den häuslichen und wirthschaftlichen Sorgen der Gräfin Theil, auch ihre Verschlossenheit schwand mehr und mehr, — sie unterhielt sich, von der Gräfin angeregt, eingehend über alle möglichen Dinge, sie zeigte tiefe Empfindung und scharfen Verstand, und wenn auch anfangs der Ausdruck ihrer Ge-

danken ihr schwer wurde und sie mühsam die Worte suchte, so fand sie doch bald größere Leichtigkeit und Gewandtheit, so daß sie ohne jeden Anstoß unter allen übrigen jungen Damen der vornehmen Welt hätte erscheinen können, und die Gräfin bedauerte oft, daß Wladimir nicht da sei, um seine Braut von dieser liebenswürdigen, ihm ganz fremden Seite kennen zu lernen. Sie pflückte selbst an jedem Morgen im Garten ein Bouquet von den Lieblingsblumen der Gräfin, immer deutlicher zeigte sie ihr kindliche Liebe und Verehrung, und jeder Fremde hätte die beiden Damen nach der Art ihres Verkehrs mit einander für Mutter und Tochter halten können. Nur über die Zukunft konnte die Gräfin nicht sprechen, so oft und so vorsichtig sie dieß auch versuchte, ohne Marpha wieder in ihre frühere Verschlossenheit zurückzuschrecken. So oft sie Wladimir's erwähnte, schlug das junge Mädchen die Augen vor ihrem forschenden Blick nieder und versank in finsteres Schweigen. — Einmal hatte sie ernst und freundlich gefragt, ob Marpha wohl glaube und hoffe, mit ihrem Sohne, den sie noch so wenig kenne und mit dem sie auch jetzt durch die Verkettung der Verhältnisse nicht einmal schriftlich verkehren könne, glücklich zu werden. Mit rauhem, kaltem Ton antwortete Marpha: „Mein Vater hat über mein Schicksal bestimmt, — ich werde ihm gehorchen!" Und schnell aufstehend ging sie hinaus.

Aehnliche Versuche führten jedesmal zu einem ebenso schnellen und rauhen Abbrechen des Gespräches.

Endlich hatte die Gräfin eines Tages, als Marpha,

inniger und herzlicher noch als sonst plaudernd, vor ihr auf einem niedrigen Tabouret saß, sich zu ihr herab gebeugt und die Arme um ihre Schultern legend mütterlich liebevoll gefragt:

„Sage mir, Marpha, — offen, als ob Du zu Deiner Mutter sprächest, die ich Dir stets zu ersetzen bestrebt sein werde, — sage mir, ob Dein Herz nicht mehr frei und unbefangen zu prüfen vermochte, als mein Sohn mit seiner Werbung um Deine Liebe vor Dich hintrat, sage mir, ob Du ein Bild, — eine Erinnerung vielleicht in der Seele trägst, — ich würde Dir darum nicht zürnen, sondern Dir als treue Freundin beistehen, um den Kampf siegreich zu bestehen, der ja so selten oder wohl niemals einem weiblichen Herzen ganz erspart bleibt."

Sie zog Marpha fester zu sich heran und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Marpha aber riß sich mit einer heftigen, wilden Bewegung los und sah die Gräfin mit starren Augen groß an.

„Ich liebe Niemand," sagte sie dann kalt, drohend, feindlich — „ich trage kein Bild, keine Erinnerung im Herzen!"

Sie war todtenbleich, ihre Lippen zuckten, ihre Brust wogte heftig auf und nieder. Dann plötzlich stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen, sie sank wie gebrochen in sich zusammen, aber als die Gräfin sie unterstützen, ihr Haupt aufrichten wollte, sprang sie auf und eilte davon, um den ganzen übrigen Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen zu bleiben.

Die Gräfin hatte nicht mehr gewagt, diesen Punkt zu berühren. War diese sensitive Empfindlichkeit des jungen Mädchens angstvolle Scheu vor der ihr aufgezwungenen Zukunft oder trug sie wirklich ein früher entstandenes Gefühl im Herzen, — die Gräfin mußte die Lösung Gott überlassen, an dessen Fügung sie glaubte, es kam ja kein Wort des Widerspruchs aus Marpha's Munde, und ihr mütterlicher Stolz hoffte auf die einfachste Lösung durch Wladimir selbst, der, wenn er Marpha so vortheilhaft verändert fände, sich ihr liebenswürdig zu zeigen bemüht sein würde und dann ja ihr Herz gewinnen und jedes fremde Bild aus demselben verdrängen mußte.

Immerhin aber sah die Gräfin der Zukunft mit geheimer Sorge entgegen, wenn sie auch völlig unbefangen schien und sich eifrig mit der Herstellung einer Toilette für Marpha beschäftigte, welche der Prachtliebe des Fürsten, der am liebsten seiner Tochter alle Edelsteine seines Hausschatzes angehängt hatte, und dem guten Geschmack zugleich gerecht werden sollte.

Denn der Fürst Nikascha hatte für den Abend nach der Ankunft des Kaisers eine große Gesellschaft eingeladen, um nochmals feierlich die Verlobung seiner Tochter mit dem von aller Welt beneideten Ordonnanzoffizier des Kaisers zu verkünden und zugleich den Hochzeitstag festzusetzen, und trotz des hohen Respekts, den er vor der Gräfin hatte, erschien er doch an jedem Tage mehrmals in dem Zimmer derselben, um ihr noch einen oder den andern Edelstein zu bringen,

der an dem bedeutungsvollen Tage dem Anzuge seiner Tochter angefügt werden sollte.

Endlich kam der ungeduldig erwartete Tag heran, und die Aufregung des Fürsten sollte sich bis zu einem fast gefährlichen Grade steigern. Der Kaiser sollte auf dem Petersburger Bahnhof nur kurz die Spitzen der Behörden begrüßen und dann sogleich nach Zarskoe-Selo fahren, wohin auch die Großfürsten mit ihren Familien sich zur Begrüßung begeben hatten. Das Volk war unzufrieden mit dieser Bestimmung und tröstete sich über dieselbe nur damit, daß in den nächsten Tagen eine große Truppenmusterung stattfinden sollte, zu welcher der Kaiser nach Petersburg kommen und welche dann Gelegenheit geben würde, ihn zu sehen und zu begrüßen.

Der Fürst Nikascha hatte am Morgen dieses für ganz Petersburg und für ihn noch ganz besonders so hochbedeutungsvollen Tages schon in aller Frühe seinen Juwelier kommen lassen, um den ganzen Vorrath desselben an Diamanten der Gräfin für Marpha's Toilette zur Verfügung zu stellen, dann hatte er sich in sein Zimmer zurückgezogen, und während die Gräfin mit besorgten Blicken Marpha beobachtete, die immer bleicher wurde und immer mehr in ihre frühere Verschlossenheit zurückfiel, ließ er sich von dem alten Iwan Gregorjewitsch ganz im Geheimen ein großes Glas Branntwein, ein Stück Speck und eine Zwiebel bringen, hüllte sich in seinen Schafpelz und suchte die Zeit der Erwartung, welche mit bleiernem Flügel dahinzog, durch ungezwungene Plauderei mit seinem alten Diener zu verkürzen.

Während er so in die blauen Wolken seines Tschibuks gehüllt auf seinem Divan lag und nicht müde wurde, immer von Neuem alle ausgezeichneten Eigenschaften seines Schwiegersohnes zu rühmen, wobei dießmal der mürrische Alte, der sonst allem Glanz der großen Welt voll Mißtrauen und Verachtung gegenüberstand, von Herzen zustimmte, wurde ihm ein großgesiegelter Brief aus dem Ministerium des Kaiserlichen Hauses gebracht, und als er denselben ehrerbietig öffnete, fand er die Mittheilung eines Telegramms des Grafen Adlerberg, nach welchem Seine Majestät die Anwesenheit des Kammerherrn Fürsten Kudiakow-Newolenski zu seinem Empfange auf dem Bahnhofe befohlen habe.

Der Fürst fiel erschrocken in die Kissen seines Divans zurück, — einige Augenblicke blieb er sprachlos.

Dann aber sprang er auf, mit zitternden Händen riß er den Schafpelz ab und schleuderte ihn dem alten Iwan zu, der dießmal ebenfalls aus aller Fassung gebracht war und ganz bleich und zitternd dastand, denn seine Verachtung und Abneigung gegen die ausländischen Formen der vornehmen Hofgesellschaft hatten der tiefen Verehrung für Alles, was die Person des Zaren betraf, keinen Eintrag gethan.

„Fort," rief der Fürst, — „fort mit diesen gemeinen Dingen, die gut für die Bauern sind, — o mein Gott, wenn Seine Majestät etwas davon merkte, — diese Zwiebeln riechen so stark, — es wäre entsetzlich! — Trage Alles hinaus, Iwan Gregorjewitsch — trag' es hinaus und befiehl dem Kutscher, meinen Galawagen mit dem silbernen Geschirr

anzuspannen — mit den großen englischen Pferden — und der Teufel soll ihn in Stücke reißen, wenn irgend etwas nicht in Ordnung ist — suche die schönsten und geschicktesten Lakaien aus, sie sollen die große Galalivrée anziehen — fort — fort — ich habe noch drei Stunden — es ist keine Minute zu verlieren!"

Während der alte Iwan ganz ängstlich und kleinlaut das Frühstück und den Tschibuk hinaustrug, läutete der Fürst aus allen Kräften mit seiner Handglocke.

„Schnell," befahl er, als Monsieur Constant ganz verwundert eintrat und bei dem dichten Tabaksrauch, der das Zimmer erfüllte, die Nase rümpfte, — „schnell meine große Uniform, — frische Wäsche — die Brenneisen — ich muß Toilette machen — um Seine Majestät zu empfangen, — mit den Ministern, — Allerhöchster Befehl. Eau de Cologne — Eau de Cologne — dieser Tabaksrauch ist entsetzlich — öffnet die Fenster!"

Er trippelte unruhig im Zimmer hin und her und versuchte vergebens, eine ruhig würdevolle Haltung anzunehmen und sich das Ansehen zu geben, als ob er es ganz natürlich fände, daß er allein von allen Hofchargen zum Empfange des Kaisers nach dem Bahnhof befohlen sei.

Mit großer Mühe und zahlreichen Unterbrechungen war endlich die Toilette des Fürsten vollendet, — Monsieur Constant hatte geschickt die Gelegenheit benutzt, um seinem Herrn zu erzählen, daß er Briefe von armen Verwandten aus Frankreich erhalten habe, die sich in dringender Noth

befänden, und denen er aus seinen geringen ersparten Mitteln nicht helfen könne, — der Fürst hatte seine Schatulle geöffnet und dem gewandten Kammerdiener, dessen geschickte Hand ihn in den Stand setzen sollte, würdig vor Seiner Majestät zu erscheinen, einige Goldrollen in die Hand gedrückt. — Er legte die große gestickte Uniform an, warf noch einen Blick in den Spiegel, — eilte dann zur Gräfin und seiner Tochter, um ihnen athemlos in hastigen Worten die große Neuigkeit mitzutheilen, die übrigens schon das ganze Haus erfüllte — und stieg endlich in seinen Wagen, um eine halbe Stunde vor der bestimmten Ankunft der Majestäten in den kaiserlichen Wartezimmern anzulangen.

Zitternd vor Aufregung wartete er hier mit den Ministern und ersten Würdenträgern, auf deren freundlich herablassende Bemerkungen er nur unzusammenhängend antwortete, und als endlich unter dem brausenden Jubelruf der draußen versammelten Menge der kaiserliche Zug an den Perron fuhr, ging er schwankenden Schrittes wie im Rausche hinaus.

Alles schien vor seinen verwirrten Blicken durcheinander zu schwanken, — während der Kaiser mit den an den Waggon herantretenden Ministern einige Worte wechselte, erschien ein Lakai und führte den Fürsten zu einem Coupé, in welchem er den Grafen Adlerberg und den Hofmarschall Fürsten Galitzin fand, die ihn artig begrüßten und ihm mittheilten, daß der Kaiser ihn in Zarskoe-Selo sprechen wolle.

Während der ganz überwältigte Fürst auf den Sitz niedersank, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, — die

Schienen wurden gewechselt und der kaiserliche Expreßtrain dampfte nach Zarskoe-Selo hinaus. Wenn der Fürst später hätte erzählen sollen, wie er diese Fahrt gemacht, so wäre ihm das unmöglich gewesen, seine Gedanken schwirrten ohne Ordnung in seinem Kopfe durcheinander, und er hörte nur wie im Traum die Worte, welche die mitfahrenden Herren an ihn richteten und welche ihm nicht die leiseste Aufklärung über diese auf einander folgenden unerhörten Auszeichnungen gaben.

Auf dem Perron in Zarskoe-Selo eilte Wladimir auf ihn zu, um ihn zu begrüßen, aber es war nicht möglich, ein ruhiges Wort der Erklärung zu sprechen, der Fürst wurde in das Wartezimmer geführt und mußte dort, nachdem Wladimir sich schnell wieder unter Entschuldigung mit dem Dienste entfernt, eine halbe Stunde warten, während welcher er in fieberhafter Unruhe auf und nieder ging, ohne seine wildbewegten Gedanken ordnen zu können.

Endlich erschien ein Lakai, um ihn zu Seiner Majestät zu rufen, und völlig betäubt folgte er demselben in das Kabinet des Kaisers.

In dem Hause des so hoch ausgezeichneten Fürsten Nikascha hatte sich inzwischen eine zahlreiche glänzende Gesellschaft versammelt, — der Kammerdiener theilte jedem der Ankommenden mit, daß sein Herr zu Seiner Majestät gerufen und noch nicht wieder zurückgekehrt sei, — ein genügender Grund, seine Abwesenheit zu entschuldigen — aber auch eine Veranlassung zu tausend Vermuthungen, die man

einander zuflüsterte, während man Thee und Punsch trank und den Hausherrn in dessen glänzenden Räumen erwartete.

Die Gräfin hatte sich mit Marpha in deren Boudoir neben dem Musiksalon begeben, um dort den Fürsten und Wladimir zu erwarten und mit ihnen dann in die anstoßenden Gesellschaftsräume zu treten. Marpha war ganz in weiße Seide gekleidet, in ihrem Haar, an ihrem Gürtel und an ihren Armen funkelten so viele Diamanten, als die Gräfin nur irgend mit dem guten Geschmack hatte vereinen können, — aber ihr Gesicht war fast ebenso bleich als ihr Gewand, und sie glich eher einer Novize, welche zum letzten Male den Schmuck der Welt trägt, ehe der schwarze Schleier der Entsagung sich für immer über ihr Haupt senkt, als einer glücklichen Braut. Die Gräfin fühlte, daß alle Worte in diesem Augenblick überflüssig seien und daß es der Vorsehung überlassen bleiben müsse, das Dunkel, welches auf der Zukunft ruhte, zu lichten. Sie nahm deßhalb ein Buch und setzte sich in dem Boudoir nieder, während Marpha still und sinnend in einem Lehnstuhl ruhte. Ihre Züge waren ernst, kalt und ruhig, aber bei schärferer Beobachtung konnte man in ihren, bei jedem Geräusch erschrocken sich aufschlagenden Blicken eine innere angstvolle Unruhe lesen, welche sie mit aller Willenskraft zu unterdrücken bestrebt war.

Stunde auf Stunde verging — die Gesellschaft wartete ungeduldig — aber da der Hausherr im kaiserlichen Dienst abwesend war, so wagte Niemand eine Bemerkung zu machen, Marpha schien die Zögerung nicht zu bemerken. — Von

Zeit zu Zeit stand sie auf und ging, das Haupt auf die Brust gesenkt, umher, — sie trat in den Musiksaal und wie gewohnheitsmäßig setzte sie sich auf den Stuhl vor dem offenen Flügel. Lange blieb sie stumm und in sich versunken, während die Gräfin sie durch die aufgezogene Portière des Boudoir sorgenvoll betrachtete.

Mechanisch, als folge sie einer inneren Anregung, legte das junge Mädchen ihre Hände auf die Tasten und ganz leise wie Geisterhauch klang von den leise bewegten Saiten die Melodie des Liedes vom armen jungen Postillon, die sie hier an dieser Stelle in glückseligem Entzücken von Blagonow's Lippen gehört hatte.

Plötzlich aber hielt sie an, — dunkle Röthe färbte ihr Gesicht, unwillig schüttelte sie den Kopf — sie spielte einige Takte eines Strauß'schen Walzers und stand dann schnell auf, um in das Boudoir zurückzukehren, wo sie sich wieder neben die Gräfin setzte, ein Album vom Tische nahm und gleichgültig in demselben blätterte.

Endlich wurde dieses drückende Warten durch unruhiges Geräusch auf dem Flur draußen unterbrochen, man hörte Tritte und laute Stimmen, — die Gräfin sprang freudig lauschend auf, während Marpha, noch tiefer erbleichend, ihr Album langsam schloß und die scheuen Blicke nach der Thür des Musikzimmers richtete, durch welches man vom Flur her den Fürsten eintreten und nach der Gräfin fragen hörte.

Im nächsten Augenblick erschien er unter der Thür — Wladimir in seiner glänzenden Uniform trat neben ihm auf

die Schwelle und eilte mit einem Freudenruf auf seine Mutter zu, die den lange entbehrten Sohn stumm in inniger Umarmung an ihre Brust drückte und vor Freude weinend alle Sorgen vergaß. Marpha's Blicke aber wurden starrer und starrer — sie hob abwehrend die Hände empor und sank entsetzt in ihren Lehnstuhl zurück, denn hinter ihrem Vater, von den Kerzen des am Eingange des Musiksalons stehenden Kandelabers hell beleuchtet, erblickte sie Blagonow in der Uniform der Garde-Infanterie, welcher sie mit fast ebenso starren Blicken, wie die ihrigen, angstvoll fragend ansah.

Der Fürst Nikascha befand sich in einer ganz eigenthümlichen Aufregung — seine von Monsieur Constant so kunstvoll hergestellte Frisur befand sich in voller Unordnung, da er die Gewohnheit hatte, sich bei leidenschaftlicher Aufregung mit der Hand durch die Haare zu fahren — auf seinem Gesicht kämpften Stolz und Unwillen mit einander, so daß er bald ganz glücklich lächelte, bald halb unterdrückte Flüche vor sich hinmurmelte, während er sich mit seinem Taschentuch die Stirn trocknete.

Einige Augenblicke stand er da und betrachtete seine Tochter mit unstäten Blicken, als ob er keine Worte finden könne, um das auszusprechen, was in seiner Brust arbeitete.

Dann aber trat er festen Schrittes in das Boudoir, gewaltsam hielt er das Lächeln auf seinen Lippen fest und sagte, indem unruhige Athemzüge häufig seine Worte unterbrachen:

„Ich bin lange ausgeblieben — Seine Majestät der Kaiser hatte die Gnade, mir zu befehlen, ihn nach Zarskoe-Selo zu begleiten, — es war der allerhöchste Dienst — Sie werden mich entschuldigen, meine verehrte Cousine — und meine Gäste dort müssen mich ebenfalls entschuldigen — ich werde sogleich zu ihnen gehen, — mein Gott, man ist nicht Herr seiner Zeit, wenn man im Dienste Seiner Majestät steht.“

Er hielt einen Augenblick an und trocknete von Neuem seine Stirn, von welcher kleine Schweißtropfen perlten. Die Gräfin bemerkte erstaunt die wundersame Erregung des Fürsten — Wladimir stand glücklich lächelnd neben ihr, während Blagonow sich im Schatten der Portière hielt und seine wundersam glühenden Augen nicht von Marpha abwendete, die, bleich wie ein Marmorbild, sich nicht von ihrem Stuhl zu erheben vermochte.

„Alles ist in Ordnung,“ fuhr Fürst Nikascha, hastig die Worte übereinander stürzend, fort, — „Du wirst glücklich sein, meine Tochter, Dein Glück geht mir über Alles — über alle Rücksichten, — ich bin ja ein liebevoller Vater, — Seine Majestät befiehlt es, — ich bin glücklich darüber — hol' mich der Teufel — es ist eine heillose Geschichte — ich bin ganz umgeworfen davon — auch Sie werden glücklich sein, meine theure Cousine — Seine Majestät ist davon überzeugt, — auch Ihnen wird das Glück Ihres Sohnes höher stehen als alles Andere in der Welt.“

„Was ist geschehen, mein verehrter Freund?“ fragte die Gräfin befremdet, — „was hat Seine Majestät gesagt?“

„O,“ rief der Fürst — „es ist nicht, weil Seine Majestät es befohlen, — nein, nein — ich begreife es vollkommen — und auch Sie werden es begreifen, meine gnädigste Cousine, — es war ja nicht möglich — Seine Majestät wußte ja, daß ich das sogleich einsehen mußte, — es war ja nicht möglich, daß unsere Kinder glücklich würden — eine Ehe ohne Liebe — das ist ja so oft schon die Quelle großen Unheils geworden, und es ist ein großes Glück, wenn man solches Unheil noch rechtzeitig verhüten kann, — Seine Majestät hat vollkommen Recht — es ist eine ganz heillose Geschichte — ich hatte mich so gefreut — aber so ist es ja besser — o, viel besser, denn Alle werden zufrieden sein und wir werden glücklich sein im Glück unserer Kinder — bei allen Teufeln des höllischen Abgrunds — und was wir abgemacht in Betreff Ihrer Güter, dabei bleibt es natürlich, und Wladimir wird mir immer so lieb als ein Sohn sein.“

Er hielt abermals ganz erschöpft inne, indem er halbleise einen furchtbaren Fluch ausstieß, den man mehr aus seiner Miene ahnen, als von seinen zuckenden Lippen verstehen konnte.

„Was heißt das?“ fragte die Gräfin streng — „ich verstehe von dem Allem nichts — Wladimir, erkläre mir —“

„Das heißt,“ fuhr der Fürst in einem neuen Anlauf fort, „daß die Kinder da ihre eigenen Köpfe und ihre eigenen Herzen gehabt haben, während wir über ihre Zukunft be=

stimmten — der Teufel hat sein Spiel gehabt," sagte er grimmig — „das heißt," verbesserte er sich dann schnell, indem er scheu umherblickte, als fürchte er, daß seine Worte von irgend Jemand gehört werden könnten, — „das heißt, der Himmel hat das so gefügt — daß Marpha Nikolajewna sich in den Musiklehrer da, — das heißt in den Lieutenant Feodor Michaelowitsch — verliebt hat, den Seine Majestät zu einem guten Edelmann gemacht hat, — wer wollte zweifeln, daß er es ist, — und der Wladimir Ossipowitsch will sich da aus den wilden Bergen am Balkan oder noch weiter aus der Ferne eine Frau holen — die übrigens ein Muster von Schönheit und Tugend ist — und würdig, dem vornehmsten Mann in Rußland ihre Hand zu reichen — das sagt Seine Majestät — und wenn Seine Majestät es sagt, so ist es wahr — und es ist Alles gut — aber hol' mich der Teufel — es hat mich angegriffen," seufzte er, mit dem Taschentuche sich Luft zufächelnd — „Alles ist in meinem Kopf durcheinander geworfen."

Marpha war aufgesprungen, als ihr Vater ihren Namen nannte, helle Glut flammte über ihr Gesicht, sie drückte die Hand auf ihre wogende Brust und sah Blagonow mit einem unbeschreiblichen Blick an — dann aber wurde ihre Miene wieder finster und starr und ihr Mund verzog sich zu kaltem, höhnischem Lächeln. Schmerzlich seufzend senkte Blagonow, dessen Augen sich keinen Augenblick von ihr gewendet hatten, das Haupt und lehnte sich bebend an den Pfeiler der Thür.

Die Gräfin trat tief erschüttert zu Wladimir, faßte seine Hand und sprach mit rauher Stimme:

„Sage mir, mein Sohn, — ist das wahr? Hast Du wirklich so alle meine Wünsche, meine Hoffnungen zerstört?“

„Es ist wahr, mein Mütterchen,“ erwiederte Wladimir, indem er zärtlich die Wangen seiner Mutter streichelte, — „es ist wahr, es konnte ja nicht anders kommen, — kann ich Marpha zürnen, daß sie mich nicht liebte, da ihr Herz nicht mehr frei war? — und dann — Du wirst Alles begreifen, wenn Du Marica sehen wirst, meine süße, geliebte Marica — sie wird kommen, — der Kaiser, der so überschwenglich gnädig ist, wird sie kommen lassen mit ihrem Vater — sie werden hier im Hause wohnen, bis sie mir ganz gehört — und Marpha wird ihre Freundin sein.“

„Ja — sie werden hier im Hause wohnen,“ wiederholte der Fürst mechanisch, indem er wie träumend von Einem zum Andern blickte, — „und Marpha wird ihre Freundin sein —“

„Und Väterchen Nikascha wird auch glücklich und zufrieden sein,“ rief Wladimir, den Fürsten umarmend und auf beide Wangen küssend, — „denn wir werden gute Freunde bleiben, und ich werde ihn ebenso lieb haben, als wenn er mein Schwiegervater geworden wäre — jetzt aber komm’ auf Dein Zimmer, mein Mütterchen — ich will Dir das Alles erzählen, und die Beiden dort,“ sagte er, auf Marpha und Blagonow deutend, „werden sich auch viel zu sagen und zu erklären haben, — eine halbe Stunde ist genug, Väterchen

Nikascha — geh' und empfange Deine Gesellschaft, — in einer halben Stunde sind wir Alle mit einander im Reinen — und umsonst hast Du Deine Gesellschaft nicht eingeladen, Väterchen Nikascha — eine Verlobung hast Du ja doch zu feiern — und wissen werden sie es Alle, wie gnädig der Kaiser für Dich gewesen ist — wie sie Alle neidisch sein werden — und wie neugierig — geh' — geh', Väterchen, empfange sie, — Du wirst Deinen Spaß haben!"

„Das ist wahr," sagte der Fürst, indem er sich in die Brust warf, „neidisch werden sie sein — und sie können es auch — und," fuhr er mit entschlossenem Tone fort, „niederträchtig wäre es von mir, wenn ich nicht mit aufrichtig frohem Herzen annähme, was die Gnade Seiner Majestät bestimmt hat. Ich gehe zur Gesellschaft — aber in einer halben Stunde hole ich euch Alle. So habt ihr genug Zeit, euch Alles zu erzählen, was ihr auf dem Herzen habt.

„Es ist nun einmal nicht anders, meine theure Cousine," sagte er achselzuckend, indem er der Gräfin die Hand küßte — „aber wir bleiben Alle gute Freunde — Wladimir Ossipowitsch soll mein Sohn sein, — wir bilden Alle zusammen eine Familie! — Lassen Sie sich also von ihm das Alles erklären — ob Sie es verstehen werden, weiß ich nicht — ich hab' es nicht verstanden — aber wer versteht die Verliebten?"

„Seine Majestät der Kaiser hat uns verstanden," sagte Wladimir lächelnd, indem er drohend den Finger erhob.

„Seine Majestät steht hoch über mir und über uns Allen,"

erwiederte der Fürst, sich tief verbeugend, — „dem Unterthan gebührt es, zu gehorchen — freudig zu gehorchen — auch wenn er nicht begreift. In einer halben Stunde müßt ihr fertig sein — um der neugierigen Gesellschaft ein neues Räthsel aufzugeben, an dem sie sich die Köpfe zerbrechen soll."

Ganz vergnügt die Hände reibend, ging er schnell durch die Verbindungsthüre nach den Gesellschaftsräumen, aus denen dumpfes Stimmengewirr herüber tönte.

„Komm', mein Mütterchen," sagte Wladimir, die Gräfin fortziehend, „damit ich Dir erzähle, wie ich meine süße Marica gefunden, — wir haben nur wenig Zeit und ich würde Jahre brauchen, wollte ich Dir sagen, wie ich sie liebe."

Die Gräfin seufzte — Wladimir trat noch einmal vor Marpha hin, die unbeweglich, starr und finster dastand, faßte treuherzig ihre Hand und sagte:

„Marpha Nikolajewna — wir waren nicht für einander bestimmt, — wir haben uns nichts vorzuwerfen, uns nichts zu erklären — aber wir werden gute treue Freunde sein!"

Er nahm den Arm seiner Mutter und führte sie hinaus.

Marpha und Blagonow blieben allein.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Blagonow trat langsam, mit unsicheren Schritten näher zu dem jungen Mädchen heran, er streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit einer Stimme, in deren dumpfem Klange sich heiße Leidenschaft, scheue Bitte und Vorwurf mischten:

„Marpha — mein Glück — mein Leben — meine Hoffnung!"

Sie saß unbeweglich, sie schlug die Augen nicht auf, — ein Zug schmerzlich bitteren Hohnes war das einzige Zeichen des Lebens in ihrem Gesicht.

„Marpha," rief er schmerzlich mit lauter hervorklingendem Vorwurf, — „das ist Dein Gruß nach so langer Trennung, — Du hast kein Wort für mich, nachdem ein Wunder, ein ungeahntes, fast unmöglich scheinendes Wunder, mich wieder zu Dir geführt und alle Schranken niedergeworfen hat, die unüberwindlich zwischen uns standen? Marpha — höre meine Stimme, die doch einst zu Deinem Herzen drang, — schlage Dein Auge auf und laß mich in Deinem Blicke lesen, was Deine Lippen nicht aussprechen wollen und was dennoch in Dir lebendig sein muß."

Er sank zu ihren Füßen auf seine Kniee nieder und faßte ihre Hand, um sie an seine Lippen zu drücken.

Heftig aber zog sie die Hand zurück und die Augen aufschlagend, sah sie ihn mit einem so eisig starren Blick an, daß er entsetzt zurückfuhr, als habe die Spitze eines kalten Eisens sein warmes Herz berührt.

„Zum zweiten Male," sagte sie schneidend, „soll ich verkauft werden? Zum zweiten Male soll über mein Schicksal entschieden werden durch fremden Willen! Und Du glaubst, daß ich, eine frei geborene, von Gott stammende Seele, mich so erniedrigender Sklaverei beugen soll? Zum ersten Male ward über meine Hand bestimmt, weil der Ehrgeiz meines Vaters mich zu glänzender Stellung vor der Welt erheben wollte, und Der, dem ich hingegeben werden sollte, mochte daran denken, den Reichthum meines Vaters durch mich zu erwerben, — es war ein kaltes, ödes Leben, dem ich entgegenging, — aber ich hätte mich meinem Schicksal beugen können, — man that ja nur, was in der Welt zu thun Sitte ist, — ich liebte Den nicht, an dessen Seite ich durch das Leben gehen sollte — er liebte mich nicht — aber dennoch konnte ich meine Pflicht gegen ihn erfüllen, dennoch konnte ich mit Ehren seinen Namen tragen, denn ich hatte keinen Grund, ihn zu verachten."

„Marpha — Marpha," rief Blagonow, — „halt' ein, — sprich nicht weiter und höre mich!"

„Dießmal aber ist es anders," fuhr sie, ohne auf seinen verzweiflungsvoll beschwörenden Ruf zu achten, fort, —

„dießmal wäre die Erniedrigung zu furchtbar — es wäre die Vernichtung! Dem gleichgültigen fremden Mann konnte ich meine Hand reichen, aber nicht Dir, der mit der freien Liebe meines Herzens, die ich ihm entgegentrug, ein frevelhaftes, nichtswürdiges Spiel trieb, der mich mißbrauchen wollte zu einem Spielzeug seiner flüchtigen Lust, zu einem Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne, einem solchen Manne kann ich meine Hand nicht reichen, — Dir nicht, den ich verachte!"

Er sprang wie von einer Feder emporgeschnellt auf und blieb mit gekreuzten Armen vor ihr stehen, sie mit düster flammenden Blicken betrachtend.

„Glaube nicht," sagte sie, ohne ihn anzusehen, „daß ich mich vor meinem Vater, daß ich mich vor dem Kaiser fürchte, — ich werde meinen Willen erklären, — und wenn Du es wagen solltest, denselben nicht stillschweigend anzunehmen, so werde ich auch die Gründe sagen, die meinen Willen bestimmen — und der Kaiser selbst wird mich schützen."

„Nein, Marpha," sprach Blagonow bitter, aber mehr traurig als vorwurfsvoll, — „ich werde das nicht wagen, — ich werde Deinem Willen mich ruhig beugen, nicht weil ich mich fürchte — ich habe längst das Fürchten verlernt, wie ich nun auch das Hoffen verlernen werde; — ich werde mich Deinem Willen beugen, weil ich, so sehr Du mich auch verachten magst, dennoch nicht niedrig und elend genug bin, um nach Deinem Besitz zu ringen ohne Deine Liebe."

„Bist Du nicht gekommen," sagte sie mit drohend blitzenden Augen, „meine Hand von meinem Vater Dir geben zu lassen? Konntest Du nach dem, was geschehen ist, nach dem, was Du mir gethan hast, an meine Liebe noch denken?"

„Ja, Marpha," rief er, indem seine düsteren Züge sich hell verklärten, — „ja, das konnte ich — das that ich, und Du sollst, Du mußt mich anhören; Liebe verlange ich nicht von Dir, — aber Du sollst mich nicht verachten, denn nur Der ist verächtlich, der für seine Verirrung, für seine Schuld die Sühne nicht auf sich nehmen will. Ja, Marpha," fuhr er fort, während sie finster, aber durch die Kraft und das Feuer seiner Worte unwillkürlich zur Aufmerksamkeit gezwungen zu ihm aufsah, — „ja, ich habe schwere Schuld auf mich geladen, aber wenn ich es that, so geschah es dennoch aus Liebe zu Dir, aus übergroßer Liebe, die mein ganzes Wesen verwirrte und betäubte. Marpha, Du weißt es, — oder nein, nein, Du weißt es nicht, Du kannst es nicht wissen, wie ich Dich lange schon liebte mit verzehrender Glut, ehe meine Augen, ehe meine Lippen mein Geheimniß verriethen, — wie ich oft fliehen, Dein Haus nicht mehr betreten wollte, um von dem süßen Gift frei zu werden, das tiefer und tiefer alle Fasern meines Lebens durchdrang, und wie ich doch niemals dazu die Kraft fand, wie ich halb träumend dennoch zu Dir eilte, wenn die gefürchtete und ersehnte Stunde kam."

Sie seufzte tief auf, — die Starrheit ihres Gesichts löste

sich in weiche Wehmuth auf und wie in süße Erinnerung verloren sah sie vor sich hin.

„Da, Marpha," fuhr er fort, „kam die berauschende Stunde, welche mir den Blick in Dein Herz öffnete und mir das entzückende Geheimniß Deiner Liebe erschloß, — ich war immer einsam gewesen in meinem Leben, groß geworden im harten Kampf um das Dasein, — alle Keime des Glücks in meiner Seele trieben zu blühendem Leben, meine Seele jubelte wie neugeboren, — o, es war schön — sehr schön — zu schön, als daß es dauern konnte."

„Ja — es war schön," hauchte sie leise vor sich hin, ohne zu ihm aufzublicken.

„Ich sah," fuhr er schmerzlich bewegt fort, „in jenem Augenblick, der mir so süßes Glück brachte, zugleich aber auch klarer als jemals vorher die tiefe Kluft, die mich von Dir trennte, deren finstere Abgründe das kaum geborene Glück auf immer verschlingen sollten. Du warst einem Andern, den ich damals nicht kannte und Deiner für unwerth hielt, verbunden, und ich — erinnerst Du Dich noch eines Tages, Marpha, als Dein Vater mir eine Goldbörse gab, weil ich ihn durch mein Lied unterhalten hatte?"

Sie neigte das Haupt — voll Theilnahme ruhte ihr Blick auf seinem Gesicht, das bei jener Erinnerung sich fast erschreckend entstellte.

„Nun," sagte er mit dumpfer Stimme, „damals erfaßte mich wilde Verzweiflung, trotzige Auflehnung gegen das Schicksal, das mich so, der heiligsten Rechte des Menschen

beraubt, in die Welt geschleudert und dennoch den Durst nach Glück in mir so heiß entzündet hat, als ich Dich, an der mein ganzes Wesen hing, einem Andern bestimmt sah, der nichts gethan hatte, um Dich zu erringen, nichts, um Deiner werth zu sein; und als Dein Vater mich mit seiner gutmüthigen Freundlichkeit, die tiefer verletzte und schwerer beleidigte als eine absichtliche Kränkung, mir den Sklavenlohn für die Zerstreuung einer Stunde in die Hand drückte, da füllte sich meine ganze Seele so mit Haß und Grimm, daß jedes Gefühl, ja, daß die Liebe selbst sich in das Gewand des Hasses kleidete. Auch Dich glaubte ich zu hassen in jener Stunde, Marpha, und ich wollte mich rächen an der ganzen Welt, die mich so tief erniedrigt hatte, und auch an Dir, denn Du gehörtest ja jener Welt an und um Deinetwillen mußte ich ja alle jene Qualen leiden, die mich bis in's Innerste hinein zerrütteten. Und doch, Marpha," sagte er, die Blicke voll glühender Leidenschaft auf sie geheftet, — „doch war es nur meine große, meine überschwengliche, Alles überwältigende Liebe zu Dir, welche in diesem Haß, in diesem Rachedurst lebte. Oft schon hatte mich ja der hochfahrende Uebermuth der großen Welt getroffen und ich hatte mich gewöhnt, darüber lächeln zu können, — nun aber dieser Uebermuth meine Liebe, den Mittelpunkt meiner Existenz, das Heiligthum meines Daseins getroffen, nun schäumte mein ganzes Wesen in wildem Grimm auf und auch Dein Bild wurde von den sprühenden Wogen überflutet. Vielleicht wäre ich ruhiger gewesen, wenn ich Dich weniger geliebt

hätte oder wenn Du weniger werth gewesen wärest, geliebt zu werden.“ Er seufzte tief auf.

Marpha's Augen füllten sich mit Thränen, wie unwillkürlich hob sich ihre Hand und streckte sich ihm entgegen.

Er aber bemerkte es nicht und fuhr mit finster zur Erde gesenkten Blicken fort:

„Da drang die Lockung, welche gerade zu jener Zeit an mich herantrat und in meinem wild erregten Gefühl lebhaften Wiederhall fand, tief in meine Seele; mein Haß, mein Rachedurst und meine Liebe verschmolzen sich zu einem einzigen Gefühl, das mich mit Fieberglut durchdrang — aber auch dieß Gefühl gehörte Dir, Marpha. Ich kann Dir nicht sagen, was ich in jenem Augenblick empfand, vielleicht würdest Du es nie begreifen, aber dennoch ist es wahr, daß ich Dich niemals mehr geliebt habe als gerade damals, als ich in wild auflodernden Wahnsinn Dich zum Werkzeug meines Kampfes gegen die verhaßte menschliche Gesellschaft machen wollte. Erniedrigen hätte ich Dich wollen, sagst Du — und dennoch habe ich Dich nie heißer geliebt als in jener furchtbaren Aufwallung grimmiger Verzweiflung. Ist das Schwert nicht dem Krieger heilig zu allen Zeiten, wenn er auch dessen reine Klinge überströmt mit dem Blut seiner Feinde! Nun, Du solltest mein Schwert sein in dem Vernichtungskampfe gegen die Gesellschaft, die mich so unversöhnlich gekränkt hatte, durch Dich wollte ich meine Feinde in's Herz treffen in tödtlichem Stoß, — es mochte Wahnsinn sein, aber bei Gott! es war in diesem Wahnsinn mehr

Liebe, als wenn ich mich feige und demüthig dem Schicksal gebeugt hätte, das Dich mir entriß, oder wenn ich an eine heimliche Flucht gedacht hätte, um mich wie ein Verbrecher zu verbergen und Deine Liebe vielleicht im Elend der Noth und Entbehrung ersterben zu sehen."

„Niemals — niemals!" rief Marpha, deren Blicke sich immer wärmer erleuchtet hatten.

Blagonow schüttelte den Kopf.

„Die Noth ist eine Schlange," sagte er, „welche langsam den Willen und den Muth in ihren kalten Windungen erstickt; die Flucht schien mir schimpflich, niedrig, meine Seele dürstete nach Kampf, und wenn ich dabei vergaß, an die edle, reine Würde des Weibes zu denken, so war das vielleicht natürlich, vielleicht entschuldbar, denn ich hatte den Glauben an alles Edle, an alles Reine, ich hatte den Glauben an Gott verloren, Du wendetest Dich von mir ab, Du schleudertest von der Höhe Deines Stolzes, Deines berechtigten, edlen Stolzes herab das Urtheil der Verdammung auf mein Haupt, das ich trotzig erhoben hatte zum Ansturm gegen die Mächte der Welt, wie es einst die Titanen thaten gegen die olympischen Götter. Ich nahm das Urtheil an, Marpha, ich erkannte meine Schuld, obgleich es mehr eine Schuld war gegen Gott und seine Ordnung, als gegen Dich und meine Liebe, ich entsagte dem Glück, der Hoffnung, der Liebe, dem Leben, — aber ich wollte auch da noch Deiner und meiner selbst würdig bleiben, ich wollte des Daseins Last nicht feige von mir werfen, nicht aus dem athmenden Dasein fliehen

wie ein ertappter Dieb, ich hielt dennoch mein Leben noch hoch und werth genug, um es wenigstens in die Wagschale einer großen und heiligen Sache zu werfen. Ich ging fort von hier und trat in die serbische Armee, wo man Freiwillige anwarb, um mein Blut für die Befreiung eines edlen, unterdrückten Volkes zu vergießen und den Frevel zu sühnen, den ich an meiner Liebe begangen — weil ich zu sehr geliebt hatte. Ich suchte den Tod, den edlen und ehrenvollen Tod von den feindlichen Waffen, — ich sah, wie neben mir so Viele, denen das Leben Glück und Freude bot, in heldenmüthiger Aufopferung niedersanken, — und ich fand den Glauben an Gott wieder, weil ich im Getümmel der Schlacht, unter den Leichen sterbender Helden erkennen lernte, daß es außer jener verrotteten, elenden Welt, die mir meine Liebe und meine Hoffnung zertreten, doch noch eine andere Welt gebe, eine Welt voll Muth und Glauben, voll Ehre und Treue. Ich begann zu glauben, daß es in der Macht der Vorsehung stehe, die kranke Menschheit zu heilen, welche ich hatte vernichten wollen, und an mir selbst schien die Vorsehung, deren erhabener Weisheit ich mich immer demüthiger zu beugen lernte, ihre heilende, versöhnende Macht beweisen zu wollen, denn ich fand den Tod nicht, den ich in der Verzweiflung gesucht hatte, die feindlichen Geschosse flogen an mir vorüber, die Spitzen der türkischen Säbel und Lanzen fanden den Weg nicht zu meinem verzweifelten Herzen. Man rühmte meine Tapferkeit, man bewunderte meinen Muth, der doch nichts weiter war als Verachtung des Lebens und

Sehnsucht nach dem Tode, der alle meine Qualen beenden sollte; ich stieg vom einfachen Freiwilligen zum Offizier, der General Tschernajew übertrug mir mehrfach gefährliche Unternehmungen und nahm mich in seinen Stab, endlich sendete er mich, als seine Armee und das arme Serbien sich in äußerster Bedrängniß befanden, an den Fürsten von Montenegro. Dort fand ich Wladimir und der Himmel vergönnte mir, ihm das Leben zu retten."

Marpha sprang auf.

„Ihm das Leben zu retten," rief sie, — „Du?"

„Ja," sagte Blagonow, „und ich habe es mit Freuden gethan, ich hätte es gethan, auch wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, wenn Niemand als Gott uns gesehen hätte; ich wollte ja sühnen, ich wollte Alles gutmachen, was ich in bösen und trotzigen Gedanken verschuldet, ich wollte mich Gott beugen, dessen Walten ich erkannt, an den ich glauben gelernt hatte. Und," fuhr er fort, indem Marpha näher zu ihm herantrat und mit leuchtenden Blicken an seinem Gesicht hing, „wie Gott immer seinen Schutz und Segen Denjenigen gibt, die sich willig und demüthig seiner Führung unterwerfen, so war er auch mir gnädig. Der Fürst von Montenegro sendete mich mit Wladimir nach Livadia zum Kaiser. Ich hatte Wladimir Alles bekannt, was mein Herz bewegt hatte, er war mein Freund geworden, er sprach für mich und der Kaiser hat Alles so gefügt, wie Du es durch Deinen Vater erfahren. So stehe ich vor Dir, Marpha. Ich habe schwere Schuld auf mich geladen an Dir und auch an dem groß=

müthigen Herrscher, der mein Glück begründen wollte; ich habe mein Leben zur Sühne geboten, Gott hat es nicht angenommen, Gott hat mir verzeihen wollen und mich zu namenlosem, ungehofftem Glück geführt, und da Gott mir verziehen hatte, so habe ich geglaubt, daß auch Du mir verzeihen könntest — mir verzeihen würdest, sonst wäre ich nicht hier erschienen. Du hast mir nicht verziehen," sagte er finster und schmerzlich, aber mit ruhiger Ergebung, — „vielleicht hast Du Recht, und mir steht es nicht an, Dir einen Vorwurf zu machen. So leb' denn wohl, — ich werde verschwinden aus Deinem Lebenskreise, Dein Auge soll mich nie mehr sehen; in treuer Arbeit will ich mein Leben irgend einer guten Sache weihen, deren es ja dennoch so viele auf Erden gibt. Wenn Du es kannst, so vergiß mich, aber ich glaube fordern zu dürfen," fügte er bitter hinzu, „daß Du mich nicht verachtest."

Marpha stand zitternd vor ihm — ihre Wangen glühten — ihre Blicke waren zu Boden gesenkt; er streckte die Hand aus und sagte leise mit zitternder Stimme:

„Lebe wohl und laß uns in Frieden scheiden."

Da zuckte es durch ihre ganze Gestalt, sie faßte mit beiden Händen die seine, zog ihn fast ungestüm zu sich heran und als sie dann die Augen zu ihm aufschlug, schimmerte aus ihren feuchten Blicken nur Liebe und Glück.

„Marpha!" rief er außer sich, — „Marpha, Du kannst mir verzeihen — Du kannst mich noch lieben?"

„Hat Dir Gott nicht verziehen," flüsterte sie leise, — „und habe ich denn jemals aufgehört, Dich zu lieben?"

Es war nur ein kurzer Aufschrei, der von seinen Lippen tönte, ein lauter Athemzug, der aus seiner schwellenden Brust hervordrang; aber aus diesem einen Laut klang mehr jubelnder Dank, mehr wonniges Entzücken, als es viele Worte hätten ausdrücken können, — er breitete die Arme aus, sie sank an seine Brust, aus ihren Augen strahlte ein ganzer Himmel voll Liebe ihm entgegen.

Die Thür wurde aufgerissen, Fürst Nikascha trat herein.

„Nun, seid ihr fertig?" rief er, „ich kann mich all' der Neugier da drinnen nicht mehr erwehren; kommt, daß ich ein Ende mache, — wo ist Wladimir?"

Marpha eilte zu ihrem Vater hin und umarmte ihn so zärtlich, so innig, so glückstrahlend, daß der Fürst ganz verwundert den Kopf schüttelte und mit einem Seitenblick auf Blagonow sagte:

„Nun, wenn Du zufrieden bist, Marpha Nikolajewna, so soll es mir auch recht sein, — es ist mir ja ohnehin recht," fügte er schnell hinzu, „wie Alles, was Seine Majestät der Kaiser zu befehlen die Gnade hat. Aber," murrte er dann halb vor sich hin, „es war doch ein wenig stark, der Tausch zwischen einem Offizier der Chevaliergarde und einem Musikmeister —"

„Einem tapfern Offizier des Ismailow'schen Regiments," rief Marpha, indem sie schnell die Hand auf den Mund ihres Vaters legte, „der von Seiner Majestät dem Kaiser so gnädig ausgezeichnet ist."

„Ganz recht, ganz recht," sagte der Fürst schnell, — „Deine Hand, Feodor Michaelowisch, komm' her, wir werden ja auch gute Freunde sein, und Seine Majestät der Kaiser hat Recht — ganz Recht."

Er reichte Blagonow, von dessen Stirn die bei den ersten Worten des Fürsten aufgestiegene Wolke verschwunden war, die Hand und fügte dann mit gutmüthiger Herzlichkeit hinzu:

„Eines aber mußt Du mir versprechen, ganz darfst Du den Musikmeister nicht aufgeben, alle Tage müßt ihr mir das schöne alte Lied von dem Dreigespann und dem Postillon vorsingen, das erinnert mich an alte Zeiten, da ich noch arm war und draußen wohnte unter meinen Bauern — mit Deiner Mutter, Marpha, mit Deiner lieben, guten Mutter."

Seine Stimme erstarb, eine Thräne rann über seine Wangen; er wendete das Gesicht ab, während Marpha sich herabbeugte, seine Hand zu küssen.

Die halbe Stunde war vergangen; auch Wladimir erschien mit seiner Mutter. Wladimir strahlte in glücklicher Freude, auch die Gräfin sah heiter und zufrieden aus, lächelnd sagte sie:

„Der Mensch denkt, Fürst Nikolai Feodorowitsch, und Gott lenkt! Nehmen wir seine Fügung, welche die Herzen unserer Kinder glücklich macht, ergeben und dankbar an —"

„Und bleiben wir Alle eine Familie; ja, ja," rief der Fürst, die Hand der alten Dame schüttelnd, — „ja, ja, eine

Familie, denn ganz gebe ich Den da nicht los, ein wenig soll er doch mein Sohn bleiben.“

Er zog Wladimir in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

„Von ganzem Herzen, Väterchen Nikascha!“ rief Wladimir.

Dann aber wendete er sich zu Marpha und sagte scherzend zwar, aber doch mit herzlich innigem Tone:

„Und wir, wie ist es mit uns? Meine schöne Cousine war wohl recht böse auf mich und hat gewiß wenig freundlich meiner gedacht, aber jetzt wird sie mir doch ein klein wenig dankbar sein müssen, denn ich bin doch immerhin das Werkzeug gewesen, daß das Alles so gekommen ist.“

Marpha reichte ihm die Hand, sah mit freundlichem Blick zu ihm auf und bot ihm dann, wie es unter Verwandten und Freunden in Rußland Sitte ist, ihre Wange dar, die er herzlich küßte.

„Nun aber vorwärts,“ rief der Fürst, — „vorwärts, damit wir unser Geheimniß los werden!“

Er reichte der Gräfin den Arm, Wladimir stellte sich neben seine Mutter, Blagonow folgte mit Marpha, und so traten Alle in die großen Empfangssäle ein, wo die versammelte Gesellschaft ihnen neugierig entgegendrängte.

Alle Welt war nicht wenig erstaunt, die Tochter des Hauses am Arm eines unbekannten Offiziers zu erblicken, und Wladimir, den man für ihren Verlobten hielt, heiter und glückstrahlend seitwärts zu sehen, wie er bald dem einen, bald dem andern seiner Bekannten freundlich zunickte.

Fürst Nikascha trat neben die beiden jungen Leute und verkündete mit lauter Stimme die Verlobung seiner Tochter mit dem Lieutenant Feodor Michaelowitsch Blagonow, wobei er nicht unterließ, mit feierlicher Miene hinzuzufügen, daß Seine Majestät der Kaiser dieser Verbindung seine ausdrückliche gnädige Billigung ertheilt habe.

Nun erkannte man auch in dem durch die Uniform so völlig veränderten jungen Mann den früheren Musiklehrer so vieler vornehmen Häuser, und die Verwunderung wurde noch größer dadurch, daß man Wladimir trotz des Verlustes der reichen Partie so heiter und herzlich mit den Verlobten verkehren sah. Man drängte sich heran, man überschüttete das junge Brautpaar mit Glückwünschen, und dießmal war Marpha nicht starr, kalt und theilnahmlos, wie an jenem Abend, als sie an Wladimir's Seite vor der Gesellschaft erschien; innig schmiegte sie sich an die Seite Blagonow's und in holder Verwirrung lieblich erröthend und glücklich lächelnd nahm sie die dargebrachten Glückwünsche entgegen.

Bald verbreitete sich, dank Wladimir's Geschäftigkeit, die Kunde von den äußerlichen Ereignissen, welche zu diesem überraschenden Vorgange geführt hatten, und die unmittelbare Einmischung des Kaisers, welche man erfuhr, trug noch mehr dazu bei, daß die Glückwünsche, welche man dem Fürsten und dem jungen Paare darbrachte, immer lauter und herzlicher wurden und daß die ganze Gesellschaft, welche früher auf den armen Musiklehrer so hochmüthig herabgesehen hatte, jetzt dem Lieutenant Feodor Michaelowitsch,

dem Schützling des Zaren und dem tapfern Kämpfer für die Befreiung der Slavenvölker, das freundlichste Entgegenkommen bewies.

Man setzte sich zu Tisch, und als dießmal der Fürst Nikascha die jubelnd aufgenommene Gesundheit auf das Brautpaar ausbrachte, wendete sich Marpha nicht ab, als Blagonow seinen Arm um ihre Schultern legte, sie bot ihm in holder Hingebung ihre Lippen und beugte sich dann auf die Hand der Gräfin hinab, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit ihre Stirn küßte. —

Berauscht von seligem Glück kehrte Blagonow spät in seine Wohnung zurück, die er so lange nicht betreten hatte und welche ihn an so viele Tage des Kampfes und der Qual erinnerte; aber es ist ja eine Eigenthümlichkeit und vielleicht eine glückliche und tröstende Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, daß die Erinnerung an überwundene Leiden wohlthut, während das Andenken an entschwundenes Glück schmerzlich berührt. So hatte denn auch Blagonow beim Anblick der Räume, welche ihn so lebhaft an vergangene Kämpfe, Sorgen und Schmerzen erinnerten, das wohlthätige Gefühl eines Schiffbrüchigen, der nach schwerer Irrfahrt den sicheren Hafen erreicht hat, und süß und lieblich senkte sich der Schlaf auf sein Lager, auf welchem er früher so viele Nächte in bangen Seelenkämpfen durchwacht hatte. Die Bilder reizender Träume begannen ihn zu umgaukeln, — da plötzlich schien es ihm, als ob mitten aus den reichen Blütenkränzen, welche der freundliche Traum ihm

zeigte, sich eine drohende Schlange emporbäume, mit ihrem kalten Leibe seine Hand berühre und in eisernen Ringeln seinen Arm umspanne. Entsetzt fuhr er auf, — sein Schlafzimmer war von einem matten Licht erleuchtet, das aus einer kleinen, auf dem Tische stehenden Blendlaterne hervordrang; vor ihm stand, einen dunklen Pelzmantel um die Schultern geworfen, seine Mütze tief in die Stirn gedrückt, Boris Jossifowitsch; er hielt sein Handgelenk umspannt und sah den in jähem Schreck aus dem Schlafe Emporfahrenden mit finsteren, durchdringenden Blicken an.

„Du hier, Boris Jossifowitsch?" rief Blagonow schaudernd, indem er vergeblich versuchte, sich von der Hand seines nächtlichen Besuches loszumachen, — „Du hier um diese Stunde?"

„Du weißt," erwiederte Boris Jossifowitsch mit dumpfer, drohender Stimme, „daß die Boten des Bundes überall sind, wohin ihre Pflicht sie ruft, und Du weißt auch, daß sie in der Verborgenheit der dunklen Nachtstunden einherschreiten müssen, um an dem Werke der Zerstörung zu arbeiten, das dem Aufbau einer neuen Gesellschaft vorhergehen soll, — Du mußtest mich erwarten, da Dir wohl bewußt ist, daß ich Rechenschaft von Dir zu fordern habe."

Zitternd schlug Blagonow die Augen nieder, es schien ihm, als ob über all' das blühende Glück, das ihm vor Kurzem noch in lieblichen Bildern entgegengelächelt hatte, sich ein winterliches Leichentuch erstarrend ausbreite.

„Ich habe Dir," sagte Boris Jossifowitsch, „einen Auf=

trag im Namen des Bundes gegeben, Du hast diesen Auftrag nicht erfüllt."

„Es war unmöglich," rief Blagonow, — „ich habe versucht zu thun, was Du verlangtest, aber Marpha —"

„Ich weiß das," erwiederte Boris Jossifowitsch, ihn unterbrechend, „wie der Bund Alles weiß. Vielleicht hast Du es nicht verstanden, eine menschliche Seele richtig zu beurtheilen und zu leiten, — doch der Bund verlangt nur den guten Willen und macht Niemand für das Mißlingen verantwortlich. Wenn es also unmöglich war, was Dir aufgetragen wurde, oder wenn Du nicht stark, nicht geschickt genug warst, es zu vollbringen, so war es Deine Pflicht, dem Bunde Rechenschaft abzulegen. Du aber bist geflohen, Du hast Dich verborgen, — Du glaubtest, daß es möglich sei, sich den allgegenwärtigen und Alles durchdringenden Blicken des Bundes zu verbergen."

„Ich wollte sterben," antwortete Blagonow, „wenn Du Alles weißt, so mußt Du auch wissen, daß ich die Wahrheit sage."

„Ich weiß es," erwiederte Boris Jossifowitsch; „Du aber mußtest wissen, daß Du nicht sterben durftest, denn Dein Leben gehörte dem Bunde. Wenn der Auftrag, der Dir ertheilt wurde, zu schwer war, so mußtest Du abwarten, was weiter über Dich verfügt würde; doch," fuhr er, schnell eine Erwiederung Blagonow's abschneidend, fort, „Du bist nicht gestorben, Du hast das Glück, das Dir entgegentrat, ergriffen, obgleich Du Dir nicht gehörtest und allem eigenen

Glück entsagt hattest, als Du Dich dem Bunde geweiht. Du bist eingetreten in jene Welt, an deren Vernichtung wir arbeiten und deren Vernichtung auch Du all' Deine Kraft zu weihen geschworen hast; damit hast Du Deinen Eid gebrochen, damit bist Du ein Feind des Bundes geworden, ein schlimmerer Feind als Diejenigen, welche in gedankenlosem Taumel die Rechte der Menschheit mit Füßen treten, ein Feind, der die giftige Waffe des Verraths in seinen Händen hält."

„Das ist eine Lüge, eine nichtswürdige Lüge!" rief Blagonow, indem er sich mit gewaltiger Anstrengung losriß und drohend die Hand erhob.

Ruhig sprach Boris Jossifowitsch weiter:

„Du weißt auch, welche Strafe der Bund auf Ungehorsam und Untreue setzt. Du siehst," fuhr er, einen langen, zweischneidigen Dolch aus seinem Rock hervorziehend, fort, „daß es mir leicht gewesen wäre, diese Strafe zu vollstrecken und im Schlafe Dein Herz zu durchbohren, — aber der Bund ist gerecht und richtet nicht ohne Gehör, und ich," sagte er, indem seine Stimme einen weicheren, milderen Klang annahm, „ich war Dein Freund von Jugend auf; wir haben als Kinder gleiche Spiele gespielt und als Jünglinge an gleichen Idealen und Hoffnungen uns begeistert; ich durfte, ich wollte richten, aber nicht morden, deßwegen habe ich Dich erweckt, deßwegen sage ich Dir jetzt: rechtfertige Dich, wenn Du kannst, antworte auf die Anklage, die ich im Namen des Bundes gegen Dich erhebe."

Einen Augenblick schweiften Blagonow's Blicke im Zimmer

umher, er schien eine Waffe zu suchen, er schien zu überlegen, ob er diesem Manne gegenüber, der so furchtbar drohend vor ihm stand, denn wehrlos sei, — aber Boris Jossifowitsch hielt ihm mit leicht erhobener Hand die scharfe Spitze seines Dolches entgegen, seine strengen Züge zeigten den festen Entschluß, die Waffe bei der geringsten Bewegung zum Widerstand in Blagonow's Brust zu stoßen.

„Gut denn,“ sagte Blagonow, indem auch aus seinen Blicken willensstarker Entschluß aufblitzte, — „gut denn, ich will Dir antworten, ich will mich rechtfertigen, nicht weil Du mit drohend erhobener Waffe vor mir stehst, — gegen den Mord, der dem Wehrlosen droht, ist keines Menschen Leben geschützt, — ich will Dir antworten, weil ich es mir selbst schuldig bin und weil ich Dich überzeugen will, daß Du nicht ein Richter bist, sondern ein Mörder, wenn Du diese Waffe da gebrauchst, um mich zu vernichten. Ja,“ fuhr er fort, „ich habe mich abgewendet von dem Werk der Vernichtung, dem ich im Bunde mich geweiht hatte; ich bin vielleicht zu schwach, zu ungeschickt gewesen, um den Auftrag auszuführen, den der Bund mir ertheilt, — ich war zu schwach, weil ich liebte, weil ich zurückwich vor dem edlen Stolz eines reinen und treuen Herzens, vor dem ich mir selbst so niedrig, so verachtungswürdig erschien. Ich habe die Menschen, die ich haßte, weil sie hier in dem engen Kreise, den ich kannte, hochmüthig auf mich herabsahen, ich habe sie achten und lieben gelernt, seit mir ein stolzes, edles und reines Weib ihre Liebe schenkte, seit ich sie auf den

Schlachtfeldern ihr Leben in offenem, freiem Kampfe einsetzen sah für hohe und heilige Güter; ich habe mich abgewendet von dem Werk der Zerstörung, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es so Vieles in der menschlichen Gesellschaft gibt, das des Erhaltens werth ist, — ich habe gelernt, an Gott zu glauben, und zu vertrauen, daß er die kranke Menschheit zu Heil und Gesundheit führen wird auf seinen Wegen, und daß es die Pflicht des Einzelnen ist, in seinen Kreisen die Absichten der weisen und liebevollen Vorsehung zu erkennen und ihrer Führung thätig zu folgen."

„Es ist sehr natürlich," sagte Boris Jossifowitsch, mehr traurig als spöttisch, „daß der Schwiegersohn und Erbe des Fürsten Kudiakow-Newolenski und der Günstling des Zaren die Gesellschaft der Erhaltung werth findet, welche ihm einen so bequemen und ehrenvollen Platz in ihren Reihen geöffnet hat."

„Nein, Boris Jossifowitsch," erwiederte Blagonow sanft und ruhig, indem er die Hand auf sein Herz legte — „nein, Du täuschest Dich, ich habe diese Ueberzeugung nicht gewonnen, weil das Glück in so wunderbarer Weise mich erhöht hat, weil es mir Ehre und Reichthum gegeben und mein Leben mit den Blüten der Liebe bekränzt — nein, Boris Jossifowitsch, meine Ueberzeugung stand fest, ehe ich den Kaiser gesehen und ehe er in so unerwarteter Weise in mein Schicksal eingegriffen hat. Ich wäre mit dieser Ueberzeugung gestorben, wenn eine feindliche Kugel mich erreicht hätte, und ich hätte mich im fernen Auslande in das tiefste Dunkel verborgen, wenn die letzten Tage mich nicht so

wunderbar erhoben hätten — gestern noch wollte ich hinausziehen in unbekannte Ferne, wenn Marpha Nikolajewna mir nicht verziehen hätte, daß ich ihre Liebe mißbrauchen wollte zu entwürdigendem Spiele. Aber wie mein Schicksal auch immer gefallen wäre, niemals hätte ich mich wieder dem Zerstörungswerke des Bundes angeschlossen; ich hätte meine Kraft aufgewendet, um eben in treuer, unermüdlicher Arbeit das Gute in der menschlichen Gesellschaft zu erhalten, das Schlechte zu bessern, soweit mein Arm reicht; aber niemals hätte ich mir wieder angemaßt, vernichten zu wollen, was Gott geschaffen hat oder entstehen ließ, um mit schwacher Menschenkraft Neues auf den Trümmern aufzurichten, das dieselben Keime der Unvollkommenheit in sich getragen haben würde. Das ist die Wahrheit, Boris Jossifowitsch, die Wahrheit, zu der ich mich bekenne, was auch daraus entstehen möge. Aber," fuhr er fort, während Boris ihn voll Theilnahme ansah, „ich bin den Grundsätzen, den Ueberzeugungen nicht untreu geworden, denen die Begeisterung unserer Jugend gehörte und die mich dem Bunde zugeführt; heute noch lebt in mir unumstößlich die Ueberzeugung von dem Recht eines jeden Menschen, seinen vollen Antheil am Glück und Genuß des Lebens zu gewinnen und den vollen Lohn für seine Mitarbeit an der Entwicklung des geistigen und leiblichen Wohlseins des Menschengeschlechts zu erringen. Dieser Ueberzeugung würde auch ferner unter allen Verhältnissen die begeisterte Thätigkeit meines Lebens gehören, und je größer der Kreis ist, den das Glück meinem Einfluß öffnet,

um so mehr werde ich unermüdlich darnach streben, soweit meine Hand reicht, jeder Arbeit ihren Lohn, jedem Menschen seinen vollen Antheil am Glück des Lebens zu gewähren und zu schaffen; aber durch die Zerstörung kann ich ein so hohes und edles Ziel nicht erreichen, nur die Verzweiflung, nur der erbitterte Haß kann dahin kommen, einen kranken Organismus zu vernichten, ohne die göttliche Schöpfungskraft zu besitzen; nein, wenn Jeder dem kranken Körper der menschlichen Gesellschaft nach seinen Kräften reines und gesundes Blut zuführte, so würde bald die Heilung vollendet sein. Was der Bund erstrebt, was er aufrichten will nach der Vernichtung des jetzt Bestehenden, das will auch ich mit meiner ganzen Kraft erstreben; aber ich vermag nicht um einzelner kranker Glieder willen die ganze Gesellschaft in Blut und Flammen untergehen zu lassen. Was ich Dir gesagt habe, ist meine Rechtfertigung, meine Entschuldigung — vielleicht meine Verurtheilung. Du hast mich wehrlos gemacht, ehe ich es versuchen konnte, mit Dir zu ringen, würde Dein Stahl mein Herz durchbohrt haben, und auch wenn es mir gelingen sollte, mich Deiner zu erwehren, wird es immer den Giften und den Dolchen der Boten des Bundes leicht sein, mich zu erreichen. Thue, was Du willst und was Du kannst, — doch höre noch Eins, was ich kaum nöthig hätte auszusprechen, da Du mich kennst von Jugend auf und da Du kaum an mir zweifeln kannst. Du hast das Wort Verrath ausgesprochen, nun denn, Du solltest wissen, daß ein Verrath nie über meine Lippen gekommen wäre;

hätte ich zum Verräther werden wollen, so hätte ich ja Gelegenheit dazu gehabt, — aber wenn heute eine Frage an mich gestellt würde, wenn es von mir abhinge, all' das Glück, das das Leben mir bot, zu erkaufen durch eine Aussage über meine früheren Verbündeten, so würde ich dennoch schweigen und freudig mein Leben opfern und Alles, was demselben Reiz verlieh. Auch das ist die Wahrheit, Boris Jossifowitsch, das schwöre ich Dir bei dem Gott, an den ich glauben gelernt, bei der Begeisterung unserer Jugend, bei der Erinnerung an die brüderliche Liebe, in der wir uns einst zu edlem, hohem Streben verbunden haben.

„Und nun," rief er, aus dem Bett emporspringend, „mag geschehen, was Gott will, thue, was Du willst, aber glaube nicht, daß ich ohne Gegenwehr mein Leben preisgebe, das der Himmel tüchtig gemacht hat, vielen Menschen Glück und Segen zu bringen."

Er trat, die Arme zur Abwehr vorgestreckt, Boris Jossifowitsch entgegen. Dieser war in tiefes Sinnen versunken, — seine Blicke ruhten träumerisch fragend voll inniger, liebevoller Theilnahme auf Blagonow's Gesicht, — langsam ließ er die Hand mit dem gezückten Dolch herabsinken.

„Ich glaube Dir, Feodor Michaelowitsch," sagte er, „Du kannst kein Verräther sein, Du wirst es niemals werden, und der Verrath allein ist ja das unsühnbare Verbrechen, das nur durch den Tod gerächt werden kann. Auch ich habe ja den Glauben in mir getragen, der Dich heute voll edlen, begeisterten Vertrauens erfüllt, und nur die immer tiefere

Erkenntniß der Schlechtigkeit und Verdorbenheit der Gesellschaft hat diesen Glauben in mir ertödtet und mich in der Vernichtung das einzige Heil erkennen lassen. Habe ich Recht? — Fast möchte ich wünschen, daß Du Recht hättest, — und Du würdest Recht haben, wenn alle Menschen so wären wie Du, wenn alle Deinen Glauben und Deine Begeisterung theilten. Was würde der Bund gewinnen, wenn er Dich vernichten ließe, der Du doch nach demselben Ziele strebst wie er, und der Du vielleicht mächtig dazu beitragen kannst, die Menschheit zu ihrer Wiedergeburt fähig zu machen nach der Zerstörung der heutigen Gesellschaft. So lebe denn — lebe — sei glücklich und arbeite an dem Glück Vieler, die Deinen Namen segnen werden. Ich vermag es nicht, die Waffe gegen Dich zu erheben, ich werde den Leitern des Bundes wiederholen, was Du mir gesagt hast, und," fügte er mit stolzer Zuversicht hinzu, „ich bin gewiß, daß sie billigen werden, was ich gethan."

Er steckte den Dolch in die Scheide und versenkte ihn wieder in die Brusttasche seines Rockes.

„Aber," sagte er dann ernst und feierlich, „im Namen des Bundes verkünde ich Dir und muß ich Dir verkünden, Feodor Michaelowitsch, daß er Dich unsichtbar überall umgibt, daß seine Hand über Dir schwebt und Dich zerschmettern wird, wenn jemals ein Wort des Verraths über Deine Lippen kommt."

„Du mußt mir das sagen, Boris Jossifowitsch, aber Du wirst begreifen, daß ich Dir darauf nicht antworte. Höre

aber noch mehr: ich gebe dem Bunde das Recht, über mein Leben zu verfügen und seine rächende Hand gegen mich zu erheben, wenn ich jemals meinem Gelübde untreu werde, das ich hier in Deine Hand ablege, dem Gelübde, alle meine Kraft, Alles, was ich je sein und haben werde, einzusetzen, um, soweit mein Arm reicht, jedem Menschenherzen Glück, jeder Arbeit ihren Lohn zu geben und jede Ungerechtigkeit der Gesellschaft gegen die Armen, Schwachen und Hülflosen wieder gut zu machen."

Er streckte seine Hand aus, Boris Jossifowitsch ergriff dieselbe mit kräftigem Druck und zog dann Blagonow in seine Arme.

„Lebe wohl, Feodor Michaelowitsch," sagte er mit tiefinnigem Gefühl, — „wir werden uns nicht mehr sehen, der gute Geist der Menschheit segne Dich in Deinem Leben und gebe, daß Du Recht haben mögest mit Deinem Glauben und Deinem Vertrauen. Und wenn Du meiner gedenkst, so gedenke des Freundes Deiner Jugend, nicht des rächenden Boten des Bundes."

Einen Augenblick standen Beide in inniger Umarmung umschlungen.

Schnell riß sich dann Boris Jossifowitsch los, verschloß seine Blendlaterne und war, fast ohne daß das Geräusch der geöffneten Thür hörbar wurde, aus dem Zimmer verschwunden.

Blagonow zündete Licht an und streckte sich wieder auf sein Lager nieder; seine Hände falteten sich und seine leise

bewegten Lippen hauchten ein Dankgebet zu Gott empor, der so viele Wunder that, um ihn zu retten und herrlichem, ungeahntem Glück entgegen zu führen. — —

Wenige Wochen nur waren vergangen, als im Palais des Fürsten Nikascha eine glänzende Doppelhochzeit gefeiert wurde, welcher die ganze vornehme Gesellschaft von Petersburg beiwohnte und bei welcher der Fürst die ganze Pracht entfaltete, zu welcher sein Reichthum ihm die Mittel bot. Der Kaiser hatte mitten im drängenden Treiben der täglich sich mehr verwirrenden Politik sein Wort nicht vergessen. Er hatte dem Fürsten von Montenegro geschrieben und denselben gebeten, in seinem Namen bei dem alten Marco Petrovic für Wladimir um Marica zu werben, und bald darauf erschien der alte Türkenbekämpfer der schwarzen Berge mit seiner lieblichen Tochter als Gast im Hause des Fürsten Nikascha. Marica's liebliches Kindergesicht war durch den schweren tragischen Ernst, der ihr Leben berührt hatte, zu höherer, wunderbar ergreifender Schönheit entwickelt; die Unkenntniß der Gesellschaftsformen, welche ihre natürliche Anmuth ersetzte, und die leichte Unbehülflichkeit ihres Ausdrucks in der russischen Sprache machten ihre ganze Erscheinung noch anziehender und bezaubernder, indem sie das schöne Mädchen in Verbindung mit der malerischen Tracht der schwarzen Berge mit dem eigenthümlichen Reiz fremdartig poetischen, fast märchenhaften Duftes umgaben.

Der Kaiser empfing den alten Marco Petrovic und seine Tochter mit Auszeichnung, und so wurden denn Beide der

Gegenstand aller möglichen Aufmerksamkeiten von Seiten der vornehmen Gesellschaft, es gehörte zum guten Ton, sie bei sich zu sehen, alle Herren beneideten Wladimir um seine holde Eroberung aus den fernen Bergen, und selbst der mißgünstige Neid der durch die schöne Marica verdunkelten Damenwelt wurde durch die fast demüthige Bescheidenheit des jungen Mädchens entwaffnet. — Die Gräfin Swiatowski blickte Marica, als Wladimir sie ihr zuerst zuführte, prüfend, mit fast strengen Blicken an; aber als das junge Mädchen erröthend in ehrfurchtsvoller Scheu und doch wieder so natürlich vertrauensvoll, Liebe bringend und um Liebe bittend, ihre Hand küßte und dann ängstlich erwartungsvoll zu ihr aufblickte, da schloß sie sie innig in ihre Arme, reichte Wladimir die Hand und sagte lächelnd:

„Ich sehe wohl, mein Sohn, daß Du nicht anders konntest — es war unmöglich, sie nicht zu lieben.“

Eine jubelnde Gesellschaft erfüllte, als die kirchliche Ceremonie vorüber war, die Säle des Fürsten Nikascha. Der Kaiser hatte einen Flügeladjutanten gesendet, um den beiden jungen Paaren, deren Glück er für sein Werk ansah, seine Glückwünsche zu bringen, und der Fürst durcheilte strahlend die Säle, das Kreuz des St. Annenordens, das er am Morgen erhalten, auf der goldgestickten Kammerherrenuniform, und selbst der alte Iwan Gregorjewitsch, welcher in seinem altrussischen Nationalkostüm an der Thüre des großen Banketsaales stand, sah heute weniger mürrisch als sonst aus und schien sich ein wenig mit dieser fremden Welt zu versöhnen, in welcher dem

Hause so viel Glück erblühte und seinem Herrn von dem großen Zaren selbst so viel Ehre gegeben wurde.

Endlich waren die Schlitten vorgefahren, welche die Neuvermählten nach dem Bahnhof führen sollten; sie wollten die ersten Wochen in Wolotschina in ländlicher Einsamkeit verleben, — der Fürst trank noch einmal auf ihr Wohl und geleitete sie dann, leicht mit dem Taschentuch über die Augen fahrend, bis an das Hausthor, nachdem die Gräfin und der alte Marco Petrovic noch einmal segnend die Hände über ihre Kinder gebreitet hatten.

Auf dem Treppenabsatz standen die Hausbeamten des Fürsten, an ihrer Spitze Herr Sacharin. Marpha grüßte Alle, die sich tief vor ihr verneigten und ihr Segenswünsche zuriefen, freundlich, dann trat sie auf Sacharin zu und reichte ihm mit einigen herzlichen Abschiedsworten die Hand. Auch Blagonow schüttelte die Hand des ersten Dieners seines Schwiegervaters, der sich so viele Verdienste um die Führung der ausgedehnten Vermögensverhältnisse seines Herrn erworben hatte; dann führte er Marpha die letzten Stufen hinunter und stieg in den Schlitten, um Wladimir und Marica zu folgen, die schon vorausgefahren waren. Der Fürst rief dem davongleitenden Schlitten noch einen lauten Segenswunsch nach, dann stieg er, ernster als vorher und nochmals mit seinem Taschentuch über die Augen fahrend, wieder zur Gesellschaft hinauf.

Auch Sacharin war unter das Portal getreten; er blieb noch einen Augenblick auf der Schwelle stehen, eigenthümlich

zeichnete sich seine schwarze Gestalt in dem hellen Lichtglanz ab, welcher aus den weit geöffneten Thürflügeln auf die schneebedeckte Straße hinausleuchtete. Mit einem finstern, aus seinen dunklen Augen hervorschießenden Blick sah er den im stäubenden Schnee verschwindenden Schlitten nach, und vielleicht würden die beiden Glücklichen, welche innig an einander geschmiegt in den weichen Kissen des Schlittens ruhten, schaudernd zusammengefahren sein, wenn sie diesen Blick hätten sehen können.

„Fahre hin," sagte Sacharin leise, — „Du hältst Dich für frei, weil Boris Jossifowitsch, von unerklärlichem, fast strafbarem Mitleid erfaßt, Dich der verwirkten Strafe entlastete. Fahre hin, so weit Du willst, der Faden, an dem ich Dich in meiner Hand halte, ist unzerreißbar und folgt Dir überall."

Langsam stieg er die Treppen wieder hinauf, nachdem er die Lakaien herangewinkt, um die Thürflügel zu schließen, — und während der Festesjubel durch das Haus schallte, schloß er sich in seine bescheidene Wohnung ein, um sich, wie immer, mit unermüdlichem Fleiß in die Bücher und Korrespondenzen der Verwaltung des Fürsten zu vertiefen.

Um den Halbmond

Bd.: 4.

1883